

# Das Schwarze Rennen

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP  
Organ der Reichsführung



Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf: 11 00 22. Postscheckkonto: Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut aufl. Preisliste.

Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifb. monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übriges Ausland RM 1,05. In Groß-Berlin erf. Zustellung durch Austräger uns. Zweigstellen

## In einem Abwaschen

Die Engländer mögen sich von jedem neu zu bekämpfenden Feinde des Reiches, den sie als Kettenhund auf uns losließen, mehr versprochen haben, als er schließlich halten konnte. Serben und Griechen sollten die seit Jahr und Tag so eifrig beschworene „Front auf dem Balkan“ und damit die Flankenstellung errichten, von der aus man im sagenhaften Jahr 1945 zur „großen Offensive“ starten wollte. Und den Sowjets war die Reile zugedacht, der deutschen Wehrmacht in dem Augenblick in den Rücken zu fallen, in dem sie sich angeschickt hätte, die letzte Rechnung mit der britischen Insel zu machen. Aus all dem wurde nichts. Aber einen, wenn auch den geringsten der angestrebten „Erfolge“, können die anglo-amerikanischen Börsenstrategen doch für sich buchen.

### Schon gut so

Jeder Krieg dauert seine Zeit. Und wenn uns die deutsche Wehrmacht und die Feldherrnkunst des Führers auch an Zeitmaße gewöhnt hat, die in der Kriegsgeschichte und erst recht seit den Erfahrungen des Weltkrieges für utopisch galten — auch eine nur nach Wochen zu berechnende Feldzugsdauer nimmt mit der Vorbereitung Fristen in Anspruch, die die Galgenfrist des letzten und Haupteindes verlängern. In der Kriegsverlängerung aber gipfelte bisher das A und O der plutokratischen Kriegsführung. Sie hat darin wohl nur einen Bruchteil ihrer Erwartungen erreicht. Aber immerhin: die Herrn sind bescheiden, und selbst der Bruchteil eines „Erfolges“ wird in ihrer Propaganda zum unvergleichlichen Triumph.

Ist die Kriegsverlängerung, die Alljuda durch das Anheizen der sowjetischen Dampfwalze erzielte, auch von uns gesehen, ein Erfolg des Gegners? Kann sie die Freude über den Erfolg unserer Männer und Waffen trüben? Es gehört eigentlich nicht viel dazu, die Ja-aber-Meinung der Kaffeekränzchen zu widerlegen. Dies zu erreichen, sei auch nicht der Sinn unserer Ausführungen.

Der denkende deutsche Mensch wird sich nicht mit dem Trost begnügen wollen, daß der Scheinerfolg der Kriegsverlängerer eben doch kein Erfolg sei. Er sieht in dem siegreichen Feldzug gegen den jüdischen Sklavenstaat im Osten mehr als die gelungene Abwehr eines hinterhältigen Angriffs: er sieht die totale Lösung aller politischen Fragen heranreifen, die das Reich, die Europa seit Jahrhunderten beschäftigt haben; die totale Lösung, die die Vorbedingung des Glücks und der Entwicklungsfähigkeit eines neuen Zeitalters ist.

Viele haben gehofft, weil es eine angenehme und wohl auch bequeme Hoffnung war, daß der Sowjetstaat nach zwanzigjähriger Tobsucht einer friedlichen Evolution entgegengämmere. Aus der aggressiven Brutstätte der Komintern würde sich allmählich in den langen Zeiträumen östlicher Geschichtsbildung wieder ein russischer Nationalstaat entwickeln, der fähig sein würde, mit Kerneuropa zunächst in wirtschaftliche, schließlich auch politische Zu-

sammenarbeit einzutreten. Bis es so weit wäre, wollte man die Ostgrenze Europas weiterhin dort sehen, wo sie sich seit 1918 tatsächlich immer befunden hatte, und sie nicht anders bewerten als den Ozean, der uns von der fremden Welt des Westens trennt. Diese Hoffnung wurde sehr bald zunichte.

Allein auch diejenigen, die dieses Glaubens waren, waren nicht bereit, die Existenz der europäischen Völker ganz auf diese Wahrscheinlichkeitsrechnung zu setzen. Europa und vornehmlich sein Schildträger, das Reich, hätte auch in diesem als günstig gedachten Falle immer wachsam sein müssen im Osten. Und das hätte bedeutet: Beibehaltung eines hohen Rüstungsstandes, ein Millionenheer von Männern unter Waffen, die an den Arbeitsstätten des friedlichen Aufbaus fehlten. Das hätte bedeutet: Beibehaltung einer Kriegs- an Stelle einer Friedenswirtschaft. Und das hätte weiterhin bedeutet, daß in Europa etwa noch vorhandene destruktive Kräfte und demokratische Restbestände im Rücken der Front gegen Osten nach Gelegenheiten gesucht hätten, mit der westlichen Hemisphäre zu liebäugeln und den Neuaufbau Europas mindestens zu verlangsamen und zu erschweren. Wir hätten voraussichtlich einen Frieden gehabt mit allen Merkmalen und Spannungen eines Friedens zwischen den Kriegen oder eines Friedens unter der steten Drohung des Krieges.

### So war es auch

Dies war indessen nur die eine Lösung, an die die wenigen glaubten. Die große Masse des deutschen Volkes, die sich in der Abwehrstellung gegen Judentum und Bolschewismus unter der Fahne des Führers überhaupt erst gesammelt, ja, unter dem Druck der Notwendigkeit dieses Kampfes überhaupt erst politisch denken gelernt hatte, diese große Mehrheit hielt die große Auseinandersetzung mit den Mächten der Zerstörung, die Vernichtung des Bolschewismus für unabwendbar, sah in der Vernunft Moskaus nur ein Mittel, Zeit zu gewinnen. Kein Geringerer als Stalin selbst hat diese Auffassung vor kurzem erst ausdrücklich als richtig bestätigt.

Daß der Kreml jetzt schon, 1941, zum Stoß gegen Europa ansetzen würde, konnte man nicht wissen; es war ja auch, wie es sich jetzt erweist, eine riesengroße Dummheit, eine Dummheit, die man dem nämlichen Stalin nicht zumuten mußte, der 1939 immerhin einen Beweis staatsmännischer Weisheit geliefert zu haben schien.

Daß die Sowjet-Dampfwalze sich aber irgend einmal in Bewegung setzen würde, das entsprach sowohl der inneren Gesetzmäßigkeit des nach Zerstörung drängenden organisierten Untermenschenstums wie auch den Bedürfnissen Alljudas, das im Bolschewismus nur sein Instrument der Weltbeherrschung, nicht aber den Selbstzweck erblickte. Dann aber mußte dem englischen Krieg der Krieg gegen die Sowjet-



Der Vorhang hebt sich

folgen. Vielleicht unmittelbar, vielleicht auch erst nach längerer Frist. Vielleicht nach rechtzeitiger Erkenntnis der Gefahr als deutscher Präventivkrieg, vielleicht aber auch als Abwehrkrieg. In jedem Falle aber ein Krieg gegen eine noch mehr, noch besser gerüstete, noch zahlreichere, noch besser vorbereitete Sowjetarmee. Ein ungleich längerer, blutigerer Krieg als der, der den moskowitischen Koloss gegenwärtig in Scherben schlägt. Und nicht zu vergessen: ein Krieg, der in unsrem Rücken vermutlich ein aufgerüstetes, kriegsbereites Amerika gesehen hätte, in dem sich die kriegerische Einheit von jüdischer Plutokratie und jüdischem Bolschewismus zur vollen Wirksamkeit entfaltet haben würde. Englands Rechnung im Hinblick auf Bolschewiken geht also wieder einmal nicht auf.

Es bedarf aber keiner weiteren Begründung, daß eine Serie von Einzelkriegen militärisch wie wirtschaftlich schwerer zu führen und zu ertragen ist als ein einziger Krieg von längerer Dauer. Vor allem: Eine Serie von Kriegen muß ein Volk auch seelisch schwerer belasten als ein Krieg „in einem Abwaschen“.

Denn — „nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von schönen Tagen“: nichts wäre für ein Volk schwerer zu ertragen als ein Scheinfriede zwischen den Kriegen, an dessen Ende unweigerlich die defästistische Fanfare erklingen würde: Wir haben vergeblich um den Frieden gekämpft, jetzt müssen wir schon wieder den Krieg führen!

Wenn uns das Schicksal schon eine Serie von Kriegen aufzwingt, dann ist es besser, sie in einem zu führen und nicht einen Sieg, sondern den Sieg, den totalen Sieg anzustreben.

Wie so vieles, so zeugt auch dieses für die menschliche Größe des Führers, daß er, wenn die Entwicklung als unabwendbar erscheint, nicht davor zurückschreckt, die Last der totalen

Entscheidung auf seine Schultern zu nehmen, statt sich mit Teilerfolgen zu begnügen, die zunächst einmal — in den Augen der Kurzsichtigen — und bis zum nächsten Kriege — den Vorteil größerer „Popularität“ für sich haben könnten.

Der Polenkrieg war nach dem, was frühere Generationen unter einem Krieg verstehen durften, ein Krieg für sich. Er war nach drei Wochen zu Ende und kostete nur geringe Opfer an Blut und fast gar keine Opfer an Entbehruung oder Einschränkung. Trotzdem mag es auch damals Menschen gegeben haben, die der Meinung waren, nun sei es genug. Es führt ja kein Volk gerne Krieg um des Krieges willen. Tatsächlich bot der Führer den Feinden im Westen auch den Frieden an. Dies zu tun, war seine Pflicht, und man dürfte hoffen, daß er angenommen würde, wenn auch nur noch ein Funken gesunden Menschenverstandes die Demokraten regiert hätte.

### Auftrag der Geschichte

Aber wir glauben heute, daß es nicht allein an der menschlichen Unzulänglichkeit der Chamberlains und Daladiers gelegen hat, wenn sie den Frieden ausschlügen. Sie waren nur Marionetten geschichtsbildender Kräfte. Das Schicksal wollte die Entscheidung, ob die seit Jahrhunderten immer wieder angestrebte Hegemonie Frankreichs über Europa sich auch einem endlich einigen deutschen Volke gegenüber behaupten sollte. Vielleicht hätte sich diese Entscheidung noch weiter hinauszögern lassen. Das Schicksal bestimmt nur die große Linie der geschichtlichen Entwicklungen, nicht die Jahreszahlen.

Andere Umstände im innenpolitischen Kräftespiel Frankreichs hätten dazu führen können, daß eine französische Regierung das Friedens-

angebot des Führers im Oktober 1939 annahm. Dann wäre vermutlich auch Frankreichs böser Geist, England, zum Frieden gezwungen worden.

Zu was für einem Frieden? Auch hier hätte die große Gefahr bestanden, daß der Friede nur ein Friede des Zeitgewinns, des neuen Rüstens, des verstärkten Suchens nach willfährigen Bundesgenossen geworden wäre. Zu einem Frieden, den unweigerlich ein neuer Krieg beendet hätte.

Wie war es auf dem Balkan? Das „Pulverfaß Europas“ war niemals Pulverfaß mit eigenen, selbstzündlichen Kräften. Die Lutten dieses Explosionsherdes sind immer von fremden Mächten angesteckt worden, sei es zum Schaden der Türken, des Habsburgerreiches, Italiens oder Deutschlands.

Konflikte der Balkanstaaten untereinander müßten nicht etwa „naturnotwendig“ zu größeren Katastrophen führen. Es war für raumfremde Mächte, vornehmlich für England und Rußland, immer nur sehr bequem, sich der balkanischen Bauern auf dem Schachbrett der Politik bedienen zu können. Also häuften sie die Zündstoffe und legten sie die Lutten.

Ob Griechenland im Herbst 1940 mit Italien-Albanien in Streit geriet oder nicht, ob in Belgrad im März 1941 eine Generalsverschwörung die legale Regierung stürzte oder nicht, das war auf längere Sicht nicht von Belang. Der Krieg auf dem Balkan konnte, wenn England es gewollt hätte, hinausgezögert werden. Was unverrückbar blieb, das war die Flankenbedrohung des Reiches, die Bedrohung seines engeren Lebensraumes durch raumfremde Mächte, für die das Niemandsland des Balkans mit seinen wechselnden politischen Konjunkturen und Regierungsdoktrinen immer die große Verlockung bleiben mußte. Die intensiven

## Kriegsbriefe

Unsere Sammlung Kriegsbriefe (von Front und Heimat) ist inzwischen zu einem stattlichen Band angewachsen. Sie soll dereinst die Aufgabe erfüllen, denen, die nach uns kommen, Einblick zu geben in das Fühlen und Denken einer Zeit weltgeschichtlicher Entscheidungen. In diesem Sinne danken wir allen Einsendern und wiederholen gleichzeitig unsere Bitte:

Helft uns den Schatz heben!

Friedensbemühungen des Führers gerade in diesem Raum haben das zur Geltung bewiesen.

Selbst eine hier nicht nur raumfremde, sondern weiterne Macht wie Amerika hat ja versucht, auf dem Wege über den Balkan das Reich zu bedrohen! Früher oder später mußte auch diese ewige Bedrohung, da ja alles Zur-Vernunft-Mahnen nichts hält, liquidiert und mußten auch auf dem Balkan klare Machtverhältnisse geschaffen werden.

Was heute unterblieb, war morgen vielleicht nachzuholen, unter weitaus ungünstigeren Voraussetzungen.

Geschichtliche Entwicklungslinien, die in dunklen Fernen der Vergangenheit begannen, haben sich in der Gegenwart zu einem einzigen Knoten geschrägt. Es gab früher ein deutsch-französisches Problem, es gab ein europäisch-russisches Problem, und es gab eine Balkanfrage. Jahrhunderte haben sie getrennt gesehen, getrennt behandelt und Teillösungen gesucht, die stets den Keim neuen Verhängnisses in sich trugen.

Zweiunddreißig Kriege hat Frankreich gegen das Reich geführt, und jeder schloß mit der Hoffnung auf den nächsten. Seit Peter dem Großen erwuchs im Osten für ganz Europa die russische Gefahr und doch konnte es nie einmal in der Abwehr sein, weil es immer auch eine deutsch-französische oder eine habsburgisch-türkische oder eine türkisch-russische Frage gab, die, miteinander verschachtelt, gegeneinander ausgespielt wurden, weil dem deutschen Volke die Einheit und die Macht fehlte, alle diese Fragen im Namen Europas auf einmal zu lösen, und letzten Endes: weil die Zeit nicht reif war für die Gesamtlösung des einen, des europäischen Problems.

So hat dieser Krieg nicht einen Vorgänger, auch nicht im Weltkrieg, in dem sich alle diese Fragen zum erstenmal sichtbar zusammenballten, sondern alle Kriege sind seine Vorgänger, die seit dem Ende der römischen Weltmacht auf dem Boden Europas je geführt wurden.

Als die Zeit reif war, als wir selbst reif geworden waren, mußte uns der eine Mann ersehen, der fähig war, den gordischen Knoten auch mit einem Schlag zu lösen. Daß es ein Schlag sein mußte, das ist der Auftrag des Schicksals an ihn und an uns. Londons Verdienst ist, diese Entwicklung heraufbeschworen zu haben.

Es mag auffällig sein, daß in einer solchen Betrachtung kein Raum ist für eine deutsch-englische Frage. Aber es gibt und gab nie einmal ein deutsch-englisches Problem. Es gibt

## So sahen wir die Bolschewiki

Über Wert oder Unwert eines Heeres zu sprechen, obliegt dem militärischen Fachmann. Nur er kann aus seiner Sachkenntnis und Erfahrung heraus beurteilen, wie es um die Führung einer Armee bestellt ist, welche strategischen Fähigkeiten diese Führung zu entwickeln in der Lage ist, und welcher Geist die Truppe, vor allem den einzelnen einfachen Soldaten, beseelt. Es wäre deshalb völlig verfehlt, aus den folgenden Schilderungen ein Urteil über den Wert der Roten Armee ableiten zu wollen. Sie sollen vielmehr schlaglichtartig eine Situation beleuchten, wie sie vor Ausbruch des Krieges in der Sowjetarmee beobachtet wurde.

Diese kurzen Schilderungen wollen auch gar nicht auf das Grundsätzliche eingehen; sie beschränken sich vielmehr bewußt auf Einzelheiten, die den Männern des deutschen Umsiedlungskommandos um so mehr auffallen mußten, als sie natürlich immer den in Haltung und Disziplin, in Ausrüstung und Ausbildung vordäufigen deutschen Soldaten als Maßstab vor Augen hatten, mit dem der völlig anders geartete und erzogene Bolschewist überhaupt nicht verglichen werden kann.

Ein Vergleich etwa einer tadellos ausgerichteten, auf genauen Abstand sehenden, in paradeschritt vorbeimarschierenden deutschen Kompanie mit einer nach unserem soldatischen Gefühl sich wie ein „Sauhaufen“ vorwärtsbewegenden sowjetischen Kompanie müßte sonst notwendigerweise zu dem Schluß führen, daß diese Truppe überhaupt keinen Kampfwert besitzt. Daß diese Schlußfolgerung durchaus abwegig sein würde, wird durch die Tatsache bewiesen, daß sich in den jetzigen Kämpfen zumindest Teile der Roten Armee mit Mut und zäher Ausdauer schlagen.

So aber sah das Umsiedlungskommando die „Armee der Weltrevolution“.

Auf der Hauptstraße, die vor dem deutschen Stabsgebäude in Kauen vorbeiführt, ziehen seit einigen Tagen immer häufiger Marschkolonnen der Sowjetarmee vorbei. Sind es

normale Marschübungen? Oder sind es Demonstrationen, die uns die militärische Stärke der Sowjetunion sinnfällig vor Augen führen sollen? Wir können das nicht entscheiden. Auffällig ist jedenfalls, daß die Märsche stets vor unseren Fenstern vorbeiführen.

Soeben marschiert wieder eine Kompanie vorüber, mit schnellen, kurzen Schritten, die Glieder dicht aufgeschlossen, so daß das Ganze wie ein sich dahinwindender langer Wurm aussieht.

Die Marschierer des ersten Gliedes — lauter Leutnants — bemühen sich augenscheinlich, einen guten Eindruck zu machen; auch die vier im nachfolgenden Glied achten noch etwas auf ihre Haltung und auf gleichen Schritt. Dann aber ist's damit vorbei: was nach ihnen kommt, macht den Eindruck gänzlich unausbildeter Rekruten. Ein Soldat springt plötzlich mit großen Sätzen aus der Marschkolonne, stellt sein Gewehr an eine Hauswand, rollt sich von einem Bein die aufgegangene Wickelgamasche vollends ab, stopft sie in die Manteltasche, schnappt sich in Eile sein Gewehr und rennt mit fliegenden Schüssen seiner Kompanie nach, um wieder in seine Lücke zu kommen. Keiner der Vorgesetzten kümmert sich darum.

Von weitem klingt Gesang auf. Wieder zieht eine Kompanie vorüber, jeder Zug singt ein anderes Lied, so klappt es natürlich mit dem Schritt nicht. Aber singen können sie recht gut, die Bolschewisten. Mit kräftiger, freier Stimme singt erst ein einzelner Vorsänger, dann fällt der Chor ein, in dem schnellen Rhythmus und mit der ganzen Melodik russischer Volksweisen. Der Text aber dreht sich vor allem um Lenin und Stalin. Ein Musikorchester kommt näher und bläst Revolutionsmärsche, die Internationale klingt auf. 20 Grad Kälte sind draußen, und ein eisiger Wind pfeift durch die Stadt, trotzdem wird unermüdlich geblasen. Ungepflegt sehen die Instrumente aus und arg verbeult.

## Und wahrhaftig: Es klappt!

Wieder kommt eine Kompanie heran, diesmal ohne Gesang. Vor der marschiert der Hauptmann, neben ihm der Politruk — der politische Kommissar — beide in gleichmäßigen, ruhigem, etwas schleichen dem Schritt, wie er den Russen eigentlich ist. Auf einmal schlägt der Hauptmann, ohne ein Kommando zu geben, eine Art von Exerzierschritt an, der Politruk fällt mit ein.

Vieleicht zwanzig Meter geht das so, dann schaut sich der Hauptmann um und nicht triumphierend, als er feststellt, daß die ganze Kompanie den Exerzierschritt mitmacht. Das wiederholt sich mehrmals, man hat beinahe das Gefühl, als ob es dem Hauptmann wie der Truppe eine beinahe kindliche Freude macht, aller Welt zu zeigen, wie gut sie marschieren können. Und wirklich: es klappt ganz gut; der Hauptmann hat seine Kompanie scheinbar in Schwung.

Auf einer Fahrt von Kauen nach Mariampol begegne ich Sowjetsoldaten auf Schneeschuhen. Wahrscheinlich hat man im Finnlandzug erkannt, was es bedeutet, wenn man in völlig verschneitem und verwehrtem Gelände die Truppen auf Skis einsetzen kann. Also muß die Bolschewistische Armee auch Schneeschuh laufen! Aber wie sieht das aus! Scheinbar hat man hier ein ganzes Bataillon dazu verurteilt, diese schwere Kunst zu lernen. Jeder Soldat —

Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften — hat ein Paar Skis und ein Paar Stöcke ohne Schneeteller in die Hand gedrückt bekommen. Und nun kümmert euch!

Also geht es raus ins Gelände, in der gleichen Uniform wie sonst, mit dem langen Mantel und mit Filzstiefeln, das Gewehr auf den Rücken geschnallt. Kilometerweit hat sich das Bataillon über die verschneiten Felder verteilt, immer zwei, drei Mann zusammen, die nun dahinter kommen wollen, wie man mit diesen langen Hölzern umgeht. Die Skibindungen sitzen im Fersengelenk, anstatt an den Absätzen, so daß eine Führung der Schneeschuhe überhaupt nicht möglich ist. Aber es muß gehen, die Finnen konnten ja auch damit umgehen. Also wird losgekrebst, wie Kinder etwa, die zum ersten Male Schuhschuh laufen.

Der Erfolg ist dementsprechend: die meisten wälzen sich dauernd im Schnee und versuchen vergeblich, wieder in die Höhe zu kommen.

Ein paar ganz Schlaue glauben, daß der Schnee zu tief ist und daß man vor allem festen Boden unter den Breitern haben muß. Also werden sie auf die Schulter genommen, dann geht es zu Fuß bis auf die Straße, wo die Hölzer wieder an die Filzstiefel gebunden werden. Und nun rutschen sie mit seitlichen Schritten auf dem blanken Eise herum, zum großen Ärger meines Kraftfahrers, denn es dauert immer eine

keine Auseinandersetzung zwischen einem deutschen und einem englischen Nationalstaat. Als England noch ein kleiner Nationalstaat am Rande Europas war, haben sich seine Kräftefelder und die des Reiches kaum berührt, geschweige denn durchkreuzt. Dann hat England mit der elisabethanischen Ara aufgehört, ein Nationalstaat zu sein. Es wurde mehr und mehr Ausgangs- und Mittelpunkt einer überstaatlichen Krämermacht. Es focht und raubte auf den Weltmeeren nicht mehr im nationalbritischen Interesse, es wurde die Macht des Geldes, das Prinzip des Profits schlechthin. Es wurde die erste Macht auf Erden, die ihre Kriege nicht um Länder, nicht um Lebensraum sondern um Reichtümer führte. Es trat besonders in Europa niemals als europäische Macht in Erscheinung, sondern als der Finanzier und Wucherer, der im Gefolge jedweden Krieges marodierend nach Profiten suchte.

Das Prinzip, das der Jude im Hofstaat der Fürsten wie im Lager der Feldheere schmarotzend vertrat, das nämliche Prinzip verkörperte England in den Auseinandersetzungen der Völker Europas. Um aus dem für frühere Zeiten nur symbolischen Vergleich wurde mit der fortschreitenden Judenemanzipation und der Machtgewinnung der jüdischen Freimaurerei die tatsächliche Gleichheit der Bestrebungen und des Handeins. England und Juda wurden ein und dasselbe.

England und Juda steckten erst unsichtbar, dann immer sichtbar hinter jedem europäischen Konflikt, treibend, verdienend und den Sieger um den Sieg betrügend. Je näher die Entwicklungslinien der europäischen Teilprobleme zusammenrücken, um so auffälliger mußte die anglo-jüdische Verschwörung werden, bis der englische Krieg, zugleich der Existenzkampf Alljudas, sie vollends demaskierte.

Wo England ist, dort ist auch Juda, wo Juda ist, dort ist auch England. Ob diese vielseitige Macht in den Extremen des Bolschewismus oder sonstwo auftritt — sie ist erkannt und gestellt in dem Augenblick, in dem aus den durch die Jahrhunderte verschleppten Teilproblemen Europas das eine große Problem der europäischen Freiheit und Ordnung, des Friedens um seiner selbst willen geworden ist.

Wie immer ein zu lösendes Teilproblem früher geheißen haben mag, es ist heute ein anglo-jüdisches Problem geworden. Ebensowenig wie der Friede und die Zukunft der europäischen Völker allein in Polen, Norwegen, Frankreich, auf dem Balkan oder in Rußland erkämpft werden kann, ebensowenig wird die jüdische Weltverschwörung allein in Polen, Norwegen, Frankreich, auf dem Balkan oder in Rußland niedergeschlagen, auch nicht allein auf der britischen Insel. Sie kann nur ganz, sie kann nur überall liquidiert werden, und nicht auf Raten, sondern nur in einem Abwaschen.



Zeichnung: Bogner

## Die Bande des Blutes...

Weile, bis sie von der Straßenmitte an den Rand kommen. Ohne die geringste Anleitung, ohne jede Methodik geht es wochenlang so weiter. Als der Schnee schmilzt, sieht man den Kerlen die Freude an, daß sie endlich von dieser Tortur befreit sind.

In Mariampol unterhalte ich mich mit einem deutschen Umsiedler, der eine kleine Autoreparaturwerkstatt besaß. Als die Sowjetarmee im Juli 1940 einmarschierte, wurde er von den Fahrern der Militärfahrzeuge bestürmt und gebeten, daß er ihnen doch ausgediente Zündkerzen, abgelegte Schläuche und Decken geben möchte. Sie könnten keinen Ersatz mehr bekommen. Nur einen Satz Kerzen und Beleuchtung hätten sie für ihr Fahrzeug gehabt. Monatelang geht das so weiter: immer wieder kommen die Fahrer, um bei dem Reparateur zu schnorren!

Als ich eines Tages gegen Mittag in Kauen über die Hauptverkehrsstraße gehe, die man sofort in Stalin-Prospekt umgetauft hat, sehe ich, wie drei Sowjetarmisten — einfache Soldaten — mit aufgepflanztem Seitengewehr einen völlig betrunkenen Offizier — einen Oberleutnant — durch die Stadt eskortieren. Wenn er einmal gar nicht mehr laufen kann, wird hüben und drüben untergefaßt, und weiter geht es. Ein für deutsche Begriffe unmögliches Bild. Aber die einheimische Bevölkerung nimmt von dieser sonderbaren Parade nicht die geringste Notiz: scheinbar ist sie solche Bilder schon gewöhnt.

Einige Männer des Umsiedlungskommandos begeben sich in Kauen eines Abends mit dem vorgeschriebenen GPU-Begleiter in ein Lichtspielhaus. Sie nehmen in einer Loge Platz, während der Begleiter seine Schutzbefohlenen vom Hintergrunde her beobachtet. Aus der Nachbarloge beugt sich ein Hauptmann der Sowjetarmee — in Uniform — zu einem unserer Männer herüber und fragt ihn etwas. Da er Russisch versteht, entwickelt sich eine Unterhaltung. Dies aber beobachtet der GPU-Begleiter. Er begibt sich sofort in die Loge des Hauptmanns und stellt ihn zur Rede: „Was haben Sie mit dem Deutschen gesprochen?“ Der Hauptmann erbleicht und stottert eine Entschuldigung. Die litauischen Kinobesucher in unmittelbarer Nähe, die den Vorfall bemerkten, blicken sich vielsagend, aber wortlos an:

Ein kleiner Mann der GPU, in Zivil, ist berechtigt, ohne auch nur seinen Ausweis vorzuzeigen, einen Hauptmann vor versammeltem Publikum zurechtzuweisen. Und der Offizier muß noch zufrieden sein, wenn die GPU ihm kein Verfahren auf den Hals bringt. Ein typisches Beispiel dafür, welche untergeordnete Rolle die Offiziere der Roten Armee spielen.

So versteht man auch den Stoßtrupzen, den ein hoher sowjetischer Offizier — ein Regimentskommandeur — einem deutschen Umsiedler gegenüber aussöhnt, bei dem er einige Wochen in Quartier lag: „Rußland ist schön; wenn nur der verfluchte Kommunismus nicht wäre!“

„Obersturmführer H. Brückner

Haftschriftleiter: Gunter d'Alquen  
Verlag: Franz Eber Nachf., GmbH. (Zentralverlag der NSDAP), Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn Berlin SW 68. — Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 vom 1. 5. 1940 gültig.

# WIR zerschlagen DAS Hölle- paradies



Die Infanteriespitze der Waffen- $\mathfrak{H}$  hat den fliehenden Gegner wieder gestellt. Ehe er noch Zeit hatte, sich einzugraben, liegen die ersten MG-Garben vernichtend in seine Reihen

\*

Links:  
Überall auf den Straßen stehen zerschossene oder ausgebrannte Sowjettanks verlassen und hilflos herum. An ihnen vorbei geht der Vormarsch weiter — immer weiter



In langen Reihen, durch die Wucht der deutschen Schläge vollkommen zermürbt, kommen die Gefangenen und Überläufer. In ihren zerlumpten unehrenhaften Uniformen geben sie ein Bild von der Wirkung der ersten Schläge. In wenigen Tagen, ja in Stunden wurden ihre Regimenter zerschlagen, die zum Angriff auf Europa bestimmt waren

Aufnahmen:  $\mathfrak{H}$  - PK - Roth, Zschäckel, Wisniewski

Links: Grenzenlos ist das Elend der Zivilbevölkerung. Die in Jahrenlangem Sowjetterror ausgesaugten Menschen haben sich mit ihren letzten Habseligkeiten vor dem Mordwillen der zurückfließenden bolschewistischen Soldateska in die Wälder und entlegensten Täler gerettet



Weiter geht es nach Osten! An den Trümmern der heißenkämpften Ortschaften hängen noch grotesk-sinnlos die sowjetischen Werbeplakate. Sie können ihren jüdischen Ursprung nicht verheimlichen

Ein trostloses Bild am Rand des Weges: auf ihrem Rückzug haben die Sowjettruppen alles in Brand gesteckt, was nur Feuer fangen konnte. Herrenlos trabt ein ausgemergelter Gaul, als einziges Lebewesen, zwischen den verwüsteten Katen

# Narvik – Kreta – Sollum

Eine englische Zeitung berichtete vor wenigen Wochen noch seitenlang über General Wavells Leben auf einer Nilinsel bei Kairo, von wo er in pluto-kratischer Mütze die fernen Fronten in der westlichen Wüste, am Tanasee und in Syrien zu befehligen pflegte. Exzellenz höchstselbst beaufsichtigte den arabischen Rasenscherer bei der Arbeit. Nun muß Wavell freilich diese Kontrolle in Simia oder Dehli durchführen, wo er den bisherigen Oberbefehlshaber in Indien, Auchinleck, ablöste. Auchinleck, den man nach seiner Niederlage vor Narvik nach Indien geschickt hatte, tritt das Erbe des gestürzten "Napoleon" der Wüste an, auf den Britanniens ein Jahr hindurch die größten Hoffnungen setzte.

Als Wavell Ende November bei Sidi Barani angriff und dann bis Anfang Februar zur Großen Syrte vordrang, sah man ihn nach der englischen Presse schon bald in Tripolis einziehen. Wavell wußte aber sehr wohl, daß er nicht beliebig operieren konnte. Inzwischen wurden Zeitungen und Rundfunk in London nicht müde, zu versichern, Libyen sei völlig abgesperrt und die britische Flotte lasse kein italienisches Schiff nach Nordafrika durch. Um so peinlicher war dann das völlig überraschende Auftreten des deutschen Afrika-korps, dessen erster Vorstoß im Verein mit den italienischen Kameraden schon Anfang April die Briten aus Bengasi verjagte. Nach weiteren empfindlichen Schläppen zogen sie sich teils auf das befestigte Tobruk, teils auf Sollum zurück.

Die englische Propaganda mußte angesichts der Siege Rommels zu dem letzten Mittel greifen: sie suchte die moralische Wirkung dieser Schläge durch laute Voraussagen noch größerer Ereignisse zu überspielen: Alexandria gefährdet, das war zugleich eine Absage an die Griechen, die gerade in diesen Tagen händeringend um Verstärkung des englischen Hilfskorps flehten. Wavell aber zog eiligst Truppen aus dem Sudan heraus, ergänzte seine Materialverluste (zum Teil aus amerikanischen Lieferungen) und erhielt dann als weniger erwünschte Hilfe die Trümmer der aus Hellas und Kreta flüchtenden Empiretruppen. Man sagt, er habe in diesen Tagen, in denen die Mittelmeerflotte vierzig vom Hundert ihres Bestandes eingebüßt habe, Churchill vorgeslagen, England solle sich unter Preisgabe des Mittelmeers auf die Schlacht im Atlantik konzentrieren, und sei scharf abgewiesen worden.

## Blutig abgewiesen

Nun entschloß er sich zu dem Stoß auf Sollum. Am 25. Juni begann ein britischer Angriff auf der Front zwischen der Bucht von Sollum und dem vielumkämpften Fort Capuzzo, bei dem ungewöhnlich starke Kräfte angesetzt waren. Hunderte von Panzern meist neuester Bauart rollten an, während die britische Luftwaffe ihr Äußerstes tat. Der Brite wollte um jeden Preis durchbrechen, Tobruk entsetzen, mindestens wieder Bengasi erreichen.

Drei Tage haben im Gluthauch der Wüste Deutsche und Italiener, an Zahl und Waffen unterlegen, zugleich genötigt, einen Ausbruch der in Tobruk belagerten Briten niederzuhalten, diesem Angriff standgehalten; und haben schließlich vom zäh gehaltenen Halfaya-Pass aus zu einem Flankenstoß ausgeholt, der zur Vernichtung starker feindlicher Panzerverbände führte.

249 Panzer haben die Briten bei Sollum eingebüßt, was von den besonderen Verhältnissen des afrikanischen Wüstenkrieges auf europäische Maßstäbe übertragen, etwa dem Zehnfachen entspricht! In erbitterten Kämpfen, in denen 70 Briten abgeschossen wurden, wurde die feindliche Luftwaffe beim Masseneinsatz gegen Erdziele befunkt und schließlich vertrieben.

Am Abend des 17. Juni war alles entschieden: Wavells hochfliegende Pläne von einem erneuten Vorstoß auf Tripolis lagen zerstört am Boden, und wie peinlich man das in London empfand, ersah man aus der gequälten Ausrede, man habe ja nur ein wenig aufgeklärt, wie stark der Gegner sei.

Wavell geht ohne Ruhm und Glanz nach Indien, wo seit einigen Jahren die Oberbefehlshaber auffallend oft wechseln. Rommel aber wurde zum General der Panzertruppen ernannt. Die Beurteilung der Sollum-

schlacht ergibt sich nicht nur aus dieser Gegenüberstellung. Auch Sollum hat die individuelle Überlegenheit des deutschen Soldaten bestätigt, für die schon Narvik ein Sinnbild von geschichtlicher Gültigkeit war!

Seit deutsche Soldaten am Kanal erschienen, ist es ein britischer Glaubenssatz, Mann gegen Mann sei der Brite dem Deutschen überlegen, und das gleiche gelte für den Materialeinsatz – eine Vorstellung, die dann freigieb auch auf Serben, Griechen und Sowjetarmisten übertragen wurde. Mit anderen Worten: die Deutschen haben nur eine kolossale Kriegsmaschine ohne Besetzung, die sofort versagt, wenn an die Stelle der Massenwirkung der Einzelkampf tritt. Der deutsche Soldat wird dem Briten – abgesehen von beliebigen Greuelzutaten – als ein plumper, denkunfähiger, unselbständiger Tölpel hingestellt, der überhaupt nicht weiß, wofür er kämpft, den nur Angst vor Strafe ins Gefecht treibt, und der seine Siege offenbar schlafwandelnd erfechten muß.

Der Brite, der dauernd von Fairneß und „gutem Verlieren“ redet, wenn es ihm nichts kostet, ist eben unfähig, irgendeinen Gegner als vollwirigen Mann und Kämpfer anzuerkennen. Nur eherne Tatsachen können seine Selbstgefälligkeit erschüttern. Krieg gegen England ist nach seiner primitiven Denkweise

einfach gleichbedeutend mit Rebellion, ob es sich nun um die armen Waziris handelt oder um den starken deutschen Widersacher. Die Briten sind das „auserwählte Volk“, und wer gegen sie zur Waffe greift, muß daher mit Defekten belastet sein, wobei für jede Nation ein seit etwa hundertfünfzig Jahren unverändertes Schema bereitliegt.

Wir können die Engländer nicht hindern, sich mit solchen Wahnideen das Gehirn zu vernebeln. Daß aber außerhalb der Insel dieses gehässige Zerrbild des deutschen Soldaten nur noch Achselzucken erregt, dafür sorgen Waffentaten wie bei Sollum, Narvik und auf Kreta so gut wie zahllose Einzelkämpfe an allen anderen Fronten, in der Luft und auf den Meeren, die zeigen, daß der beste Soldat der Welt auch gegen erdrückende Übermacht an Zahl und Waffen zu bestehen weiß. Und wenn jetzt Englands neuer Erzstrateg Auchinleck sein Amt in Nordafrika mit der Erklärung antrat, Britanniens brauche unbedingt „amerikanisches Menschenmaterial“, so spricht daraus gewiß nicht zuletzt die eigene Erfahrung aus den Narvikkämpfen, die laut genug verbietet, den alten Schnickschack von der „absoluten individuellen Überlegenheit“ des englischen Soldaten statt klar erkennbarer Niederlagen als Faktor in die Kriegsrechnung einzusetzen. Das werden Auchinleck zweifellos auch die Überlebenden der Sollumschlacht bestätigt haben.

## Vernunft wird Unsinn

In einer Berliner Mittagszeitung las man unlängst folgende Meldung:

„Die Ansicht, daß Lärm gesundheitsschädlich ist, wurde von zwei japanischen Ärzten widerlegt. Versuche mit Ratten ergaben nämlich, daß die dem Lärm ausgesetzten Tiere viel länger lebten als jene, die in schalldichten Räumen gehalten wurden.“

Bei unseren Ärzten, die dem abgehetzten Großstadtmenschen bisher Ruhe als Medizin zu verordnen pflegten, hat diese Meldung einiges Aufsehen erregt. Sie gelangte auch in die Kuriositätenmappe des Reichsgesundheitsführers und wurde dort mit einer überzeugenden Randbemerkung versehen: „Also recht viel Lärm! Wie wäre es mit einem Lärm sanatorium?“

Wirklich, eine prächtige Idee! Wenn der Lärm das Leben verlängert, dann muß er auch gesundheitsfördernd sein. Man verordne den Menschen also alle paar Jahre eine verjüngende Lärmkur. Der neuen Lärmtherapie ständen zahllose Kurmittel zur Verfügung. Als da sind: Autohupen, Straßenbahnklingeln, Straßenbahn-Kurvengeheule, knatternde Traktoren und Motorräder, Kreissägen und Bohrmaschinen. Die Medikamente können erst stunden-, dann tageweise, einzeln und in allmäßlicher Steigerung bis zur totalen und anhaltenden Mischung verabfolgt werden. Wer die gesamte Lärmssymphonie in der letzten Kurwoche aushält, ohne aus der Haut zu fahren, wird als geheilt entlassen, denn dieser Mensch ist wirklich nicht mehr umzubringen...

Man braucht die fabelhafte Meldung nur „sinngemäß“ auszuspannen, und ihr Sinn wird sich als Unsinn offenbaren. Natürlich ist die Geschichte von der lebenverlängernden Wirkung des Lärms barer Unsinn. Das ahnen gewiß auch die, die so eine Meldung in die Welt setzen. Aber was soll dann der Unsinn? Ist er nur eine Ausgeburt der Sauregurkenzeit? An Lesestoff mangelt es in diesem

Sommer 1941 gewiß nicht. Die Ursachen liegen tiefer.

Die Wissenschaft ist aus dem Zeitalter der großen Entdeckungen und Erfindungen heraus und befindet sich, ehe neue „Durchbrüche“ zu erwarten sind, in einem Wellental des zähen, hartnäckigen „Stellungskrieges“ um neue Erkenntnisse. Sensationen, die dem Laien als solche erscheinen könnten, werden in den Forschungslaboren von heute nicht geboren. Auf der anderen Seite sind „populärwissenschaftliche“ oder, sagen wir getrost, halbwissenschaftliche Schriftsteller und Verleger bemüht, dem Lese- und Bildungshunger der Menschen entgegenzukommen. Sie sind es, die der sonst nur den Fachmann interessierenden Arbeit der Spezialisten die Sensationen abgewinnen, „auf Deibel komm' raus“ und meist auf Kosten der Wahrhaftigkeit und der Vernunft.

Das klassische Land einer solchen „populären Wissenschaft“ ist – wie könnte es anders sein – Amerika. Im Lande des Sektenwesens, der seichten Verflachung des Wissens und der Bildung gibt es ganze Lehranstalten, gibt es sogenannte „Universitäten“ und unzählige Zeitschriften, die ihre Schüler und Leser mit scheinwissenschaftlichem Blödsinn füttern. Es ist ein Geschäft wie irgendein anderes. Ihre Veröffentlichungen machen dann die Runde um die Welt und werden hin und wieder leider auch dem deutschen Leser als bare Münze vorgesetzt – mit dem Erfolg, daß sie die ernste Forschung in Mißkredit bringen.

Man darf nicht annehmen, daß jene beiden japanischen Ärzte – wenn sie überhaupt existieren – wirklich die gesundheitsfördernde Wirkung des Lärms beweisen wollten. Ihre Rattenexperimente mögen das Glied einer ganz anderen Zwecken dienenden Versuchsreihe gewesen sein. Aber der „Populärwissenschaftler“ klaubt sich nur die Rosinen aus dem Teig, die ihm schmackhaft erscheinen, und er zieht die Folgerungen, die eine sensationelle Wirkung versprechen, auch wenn sie falsch sind.

## Unfug mit Hormonen

So wird seit einiger Zeit auch mit der Arbeit der Hormonforschung grober Unfug getrieben. Irgendein Gelehrter weist nach, daß man an niederen Tieren durch Fütterung mit bestimmten Hormonen merkwürdige Erscheinungen erzielen kann. Man kann aus Männchen Weibchen oder aus Weibchen Männchen oder aus Weibchen und Männchen geschlechtslose Wesen machen. Und flugs finden sich die „Populärwissenschaftler“, die solche Erkenntnisse von Amöben, Schnecken oder Fliegen kurzerhand auf den Menschen übertragen: ob wir mehr oder weniger männlich, ob wir mutig oder feige, ja, ob wir dumm oder klug wären, das hing nur vom Vorhandensein eines tausendstel Milligramms irgend einer Substanz oder von ihrem Fehlen ab.

Über diese Elixierweisheit ist vor einiger Zeit sogar ein ganzes Buch erschienen, das weiteste Verbreitung fand. Begreiflich! Denn es ist für den Hahnrei töricht, daß ihm zur Männlichkeit des erfolgreichen Herzensbrechers nur das X-Hormon fehlt, es ist für den

Schwachkopf gut, zu wissen, daß man die Weisheit vielleicht doch mit Löffeln fressen könnte, und es gibt dem feigen Schwächling seelischen Auftrieb, wenn er erfährt, daß ihm erfolgreiche Jagdflieger eigentlich nur ein millionstel Gramm des Z-Hormons voraus hat.

Derartige grobe Irreführungen sind aber nicht spaßhaft zu werten. Wenn wir dem Menschen sagen, daß er ein Ergebnis der Zuchtwahl seiner Ahnen ist, wenn wir ihm selbst die hohe Verantwortung vor Augen halten, die er vor seinen Kindern und Kindeskindern auf sich nimmt, dann wirkt demgegenüber der Hormonenstumpfsinn wie ein Torpedo, das gegen die Rassenlehre und Vererbungshygiene abgeschossen wird.

Dieses Beispiel zeigt noch besser als das „Lärm sanatorium“, wohin die durch keine zusammenhängende Sachkenntnis getriebene, durch kein Verantwortungsgefühl belastete „Populärwissenschaft“ führen kann.

Indem sie die Wissenschaft aus dem Lehrtenmonopol befreien und dem Volke nahe-

brachten, haben Männer, wie Wilhelm Bölsche, der alte Brehm, Raoul H. Francé und viele andere, auch für die Wissenschaft mehr getan als Dutzende von Fachgelehrten, die sich ihnen überlegen dachten. Aber sie konnten und können ihr Wissenschaftsgebiet souverän und also auch „populär“ handhaben, weil sie es beherrschten. In ihrem Wissen unterscheiden sie sich von den ungewissen Stümpern, die mit ihnen wohl den Lohn, nicht aber die Mühe teilen wollen.

## Das freut jeden

Der Herr Stabsfeldwebel hatte gewaltigen Ärger mit einer Geistlichkeit, die für die Beerdigung eines im Lazarett gestorbenen Kameraden eine unverschämte Rechnung aufmachte – als sei der Krieg nichts als eine willkommene Gelegenheit, den Kirchensackel wieder aufzufüllen. Wir konnten dem Stabsfeldwebel, wie erinnerlich, einen Trost vermitteln, der nur ein Trost für ihn war, nicht für die Geistlichkeit. Aber so ein Ärger fröstelt sich tief, und wenn eines zum andern kommt, dann könnte es wohl sein, daß solch ein Mann ein Stück von seinem Glauben an sein Volk verliert. Wenn zur rechten Zeit nicht immer ein Herr Schulz da wäre, der überall gegenwärtige Volksgenossen namens Schulz oder Schmidt oder Müller, der seinen Glauben wieder aufrichtet. Sie wissen es vielleicht gar nicht, diese ungezählten Schulzen, daß ihre so selbstverständliche Bewährung mehr bewirkt als das, was sie gerade im Sinne hatten; daß ihr Beispiel da und dort auch einen Ärger auslöscht, einen zermürbten Glauben stärkt und helle Begeisterung auslöst. Aber manchmal muß man es ihnen sagen und ihnen die Hand reichen.

Der Stabsfeldwebel also schreibt:

„Während diese Leute (siehe oben) aus dem Kriege ihren Gewinn zogen, hatte ich eine bedürftige Familie zu betreuen, deren Vater in W. im Lazarett lag. Die Frau bat, ihn besuchen zu dürfen. Eine Anfrage beim Lazarett ergab die Zustimmung. Nun fehlt es aber am Gelde.“

Ich stellte den Arbeitgeber, die Firma Schulz, Tiefbauunternehmen, Groß-Strehlitz OS, fest, und fragte an, ob sie sich bereit erklären würde, einen Teilbetrag zu den Reisekosten zuzuschließen. Ohne weiteres erhielt ich mehr, als die Reise ausmachte, 100 RM., und dies mit Freuden, obwohl der Soldat vor der Einberufung erst zwei Monate dort gearbeitet hatte.

Dieses Volk, das hier lebt, ist unser Glaube, dieses Volk wird auch siegen, und was der andere im schwarzen Rock tut, das kann man eigentlich mit einer Handbewegung abtun. Die Firma Schulz ist ein ganz kleines Unternehmen (Steinsetzmeister) und hat den Sinn der Volksgemeinschaft erfaßt.“

Hierher gehört auch ein Brief, den uns ein 15jähriger Berliner Junge schickte:

„Liebes Schwarzes Korps! Da meine Eltern nach dem Weltkrieg von den Roten aus Rußland verjagt worden waren und ich trotz meiner russischen Sprachkenntnisse und meiner immerhin schon 15jährigen Lebenserfahrung noch nicht wehrfähig bin, habe ich mich entschlossen, von dem Geld, das ich durch Zeitungstragen verdiente, monatlich 10,— RM. für Angehörige in Rußland gefallener SS-Soldaten Dir zuzuschicken. Veranasse bitte das Weitere.“

Heil Hitler!

Konstantin Ilges.“

Und hier fällt uns etwas ein: Es gibt doch einen latenten Ärger mit jugendlichen Arbeitnehmern, die ganz unsinnige Forderungen stellen, weil die Konjunktur ihnen so günstig erscheint. Hier ist nun einer in einem Alter, in dem man normalerweise überhaupt noch nicht ans Verdienst denkt und denken kann. Über ihn ergießt sich ganz zweifellos der Segen einer echten Konjunktur, wenn er sich durch Zeitungstragen ein schönes Taschengeld verdienen darf. Niemand würde es einem 15jährigen Jungen verargen, wenn er, also konjunkturbegünstigt, für ein schnittiges Renn- oder gar Motorrad sparen würde. Er sieht indessen nur eine einzige Konjunktur: eine Konjunktur der anständigen Gesinnung.

Früh krümmt sich... behauptete ein salbungsvolles Sprichwort. Wir wollen es durch ein anderes ersetzen: Früh richtet sich auf, was gerade werden will.



Auch die Füße wollen täglich gepflegt sein mit

**Vasenol**

Fuß-Puder

Die Pflege der Milchzähne ist genau so wichtig wie die der bleibenden.

**Chlorodont**

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

# Für die Waffen



## Sturmgeschütze nach vorn

ff-PK. An der Beresina.

Durch Sumpf, in dem hier und da eine schmale Bahn passierbar ist, durch versandete Wege in endlosen Wäldern, mählen sich, immer führend, die koloßhaften Sturmgeschütze. Jetzt steht ein neuer Einsatz bevor. ff-Obersturmführer T., ein hochgewachsener Friese, wirft einen letzten prüfenden Blick auf seine Männer. Er weiß, daß die beste Waffe nutzlos ist, wenn sie nicht beherrscht wird von wahrhaft hingebungsvollem Willen. Da ist erst einmal sein Richtkanonier, der Sturmann H. aus der Gegend von Meißen, dann der Ladenkanonier Sturmann W. aus Vorarlberg und schließlich, als Fahrer der Rottenführer H. aus Straubingen in Niederbayern. Keiner von diesen dreien ist älter als einundzwanzig Jahre, aber jeder kennt seinen Platz und wird ihn ausfüllen wie viele Male zuvor.

Die in der Nähe von Jakschizy über die Beresina führende Brücke soll genommen werden. Der Geschützführer sieht auf die Uhr: es ist genau 16.35 Uhr. Die Maschine beginnt zu arbeiten. Es ist heiß; der Schweiß rinnt den Männern über die verstaubten Gesichter. Die Temperatur im Innern des Fahrzeugs ist unerträglich. Aber niemand empfindet es im Augenblick, jeder denkt nur an den bevorstehenden Kampf, der hart zu werden verspricht. Die Wälder rechts und links der Straße stecken voller Bolschewisten, die unablässig mit Infanteriegewehren schießen. Ihr Bemühen ist sinnlos. Sie mögen noch so viele Geschosse verschwenden. Die Panzerplatten sind auf andere Sachen eingestellt. Der Feind schießt, ohne nachzudenken, sei es auch nur, um in jäher Angst überhaupt irgend etwas zu tun. Die Männer im Panzer schütteln lachend die Köpfe.

Von weitem schießt ein offenes sowjetisches Geschütz auf sie. Es trifft, hinterläßt jedoch auch keine Wirkung. Die Fahrt wird pausenlos fortgesetzt. Die über und über mit Sowjets vollgepflöpte Ortschaft taucht auf. Das Sturmgeschütz rollt, als handle es sich um ein friedliches Manöver, auf Jakschizy zu. Ruhig und gelassen übersieht der Obersturmführer die Situation: Auf der Straße stehen, am Anfang und in der Mitte des Dorfes, insgesamt zehn Panzer und drei Panzerabwehrkanonen. Er gibt kurz und knapp seine Befehle. Das Sturmgeschütz beginnt zu feuern, haargenau, wie ein von einem guten Infanteristen gehandhabtes 98er Gewehr. Im Zeitraum von nur zwei Minuten sind sieben Panzer und drei Panzerabwehrkanonen kampfunfähig. Hell

lodern die Flammen auf. Und nun geht es im Höllentempo auf die Brücke zu. Der Feind flieht verzweifelt. Zwei Infanteriekompanien sind in völliger Auflösung. Zwischen ihnen bahnen sich die letzten drei Sowjetpanzer, die ihr Schicksal noch nicht erreicht hat, den Weg. Alles stürmt, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Die Bolschewisten fahren in dem Wirrwarr ihre eigenen Leute zuschanden.

Obersturmführer T. hält eine Maschinengewehr in den Händen. Er feuert ununterbrochen nach links, nach rechts, nach vorn. Das Sturmgeschütz rasselt auf die hundert-fünfzig Meter breite Brücke. Das Ziel, das jenseitige Ufer, rückt in immer greifbarere Nähe. Das Sturmgeschütz hat auf der Holzbrücke vielleicht sechzig bis siebzig Meter hinter sich gebracht, da sieht der Geschützführer halb links vor sich einen schwarzen viereckigen Kasten. „Verdammt!“ stößt er zwischen den Zähnen hervor. Es bleibt keine Zeit zum Nach-

denken. Noch sind viele der fliehenden Sowjetsoldaten mitten auf der Brücke. Wird der Feind auf seine eigenen Leute Rücksicht nehmen? —

Eine ungeheure Detonation. Die Holzbrücke ist in die Luft gesprengt. Todesschreie der in die Tiefe stürzenden, verwundeten Bolschewisten, die von der Stichflamme zum Teil verbrannt und von dem auf sie niederprasselnden Gebälk erschlagen oder zwischen den Brettern eingeklemmt sind. Der Obersturmführer hat im Augenblick der Explosion, die Maschinengewehr in der Hand, den Kopf instinktiv eingezogen. Blitzschnell verschwindet der Oberkörper in der Luke, aber doch nicht schnell genug, daß nicht noch die Stichflamme sein Gesicht verbrannt hätte. Zehn Meter saust das Sturmgeschütz hinunter. Es übersteht den Sturz, als Folge des erstklassigen Materials, ohne Beschädigung. Und nur diesem Umstand ist es zu verdanken, daß auch die Besatzung nicht weiter in Mitleidenschaft gezogen wird.

## Die Besatzung lebt...

Zum Glück ist die Beresina an dieser Stelle nicht tief, so daß das Sturmgeschütz aus den Fluten herausragt. Obersturmführer T. versucht trotz seiner schmerzhaften Gesichtsverbrünnungen, schnell herauszukommen. Aber die Luke ist mit herabgestürzten Balken verriegelt. Nach vieler Mühe erst schafft er sich einen kleinen Spalt, durch den er sich langsam hindurchzwängt. Er klettert über die Trümmer in Richtung des rückwärtigen Ufers. Auf diesen Augenblick scheinen die Sowjets am jenseitigen Ufer gewartet zu haben. Die Kugeln pfeifen ihm unablässig um die Ohren. Meter für Meter arbeitet er sich zurück. Er erreicht wieder festen Boden und meldet seinem Batteriechef: „Besatzung lebt, kann aber nicht heraus!“ — Der Obersturmführer hat es trotz seiner schweren Verbrennungen nicht gestattet, daß einer seiner Männer sich der Gefahr aussetzte, beim Verlassen des Sturmgeschützes und hernach beim Hilfesuchen von den auf der Lauer liegenden Sowjets erschossen zu werden.

Der Batteriechef fährt im zweiten Sturmgeschütz, das dem ersten in nur geringer Entfernung gefolgt ist, während die anderen in größeren Abständen folgten. Im Augenblick der Detonation befand es sich zehn Meter auf der Brücke, die an diesem Punkt unzerstört blieb. Es gelingt ihm, aufs feste Land zurückzufahren; 70 Meter rückwärts wird eine Panzer-

abwehrkanone aufgefahrt, die den noch immer feuernden Feind niederhält.

Der Batteriechef macht sich mit sechs Männern, die sich sofort freiwillig melden, auf, um die drei im ersten Sturmgeschütz Eingeschlossenen herauszuholen. Es wird vernebelt, und das Vorhaben gelingt. Ein Mann wird dabei verwundet.

Obersturmführer T. wird zu dem in einer gewissen Entfernung liegenden Regimentsstab gefahren und dort auf Grund seiner Verbrennungen vom Arzt behandelt. Aber eine Stunde später kehrt er trotz seiner immer größer werdenden Schmerzen zum Fluß zurück, um sich nochmals davon zu überzeugen, daß das Sturmgeschütz in der Tat die ungeheure Probe unbeschädigt bestanden hat. Es läßt ihm keine Ruhe, und als es wieder herausgeholzt ist, übernimmt er, als sei nichts geschehen, von neuem das Kommando. Er zuckt mit den Achseln: „Eine kleine, unliebsame Störung . . . weiter nichts!“ Er macht dabei ein Gesicht, als wenn er sich wegen der Verzögerung entschuldigen müßte, als wenn er an ihr schuld sei.

Was wäre wohl sonst noch auszusagen über einen Mann, der in drei Tagen mit zwei Geschützen 24 Panzer, 12 Panzerabwehrkanonen und 5 offenstehende Geschütze erledigt hat?

ff-Kriegsberichter Werner Klähn

## Am Rande des Kampfgeschehens

ff-PK. Auf den aus Ostpreußen über die deutsch-russische Interessengrenze führenden großen Vormarschstraßen ist es wieder stiller geworden, stiller als um die Tage der Sommersonnenwende, da deutsche Truppen zum weltgeschichtlichen Kampf gegen den Bolschewismus antraten. Mit einer Präzision, wie wir sie von allen vorangegangenen Feldzügen unserer Wehrmacht unter der genialen Führung Adolf Hitlers kennen, rollt seitdem der Kampf auf sowjetrussischem Boden ab. Der Feind ist in einem unerhört kühnen Angriff bereits weit zurückgedrängt und befindet sich in stetigem Zurückgehen. Alte polnische und sowjetrussische Grenzbefestigungen, zahlreiche aus dem Weltkrieg bekannte Stätten schwerster Kämpfe, sind gefallen. Es war schon damals so mancher dabei, der jetzt von neuem über Schlachtfelder des Weltkrieges schreibt.

Die Erinnerungen unserer braven, schicksalgeprüften Ostpreußen gehen zurück an die schweren Tage, da zwei russische Armeen in das Gebiet der Masuren einbrachen und sie vor den entmenschten Horden fliehen mußten. Schwer, besonders schwer wiegt in ihrer Erinnerung der Winter 1914/15. Alles, was ihnen lieb und wert geworden war, mußten sie damals den russischen Mordbrennen preisgeben, bis es schließlich dem Generalfeldmarschall von Hindenburg in der großen Winterschlacht in Masuren im Februar 1915 gelang, große Teile des Gegners einzukesseln und zu vernichten.

Heute ist es dem Feind an keiner Stelle der langgedehnten Front im Osten gelungen, deutschen Boden im Rahmen der am 22. Juni begonnenen Kampfhandlungen zu betreten. Schon wenige Stunden nach den ersten Kämpfen um die Grenzbefestigungen war auf deutscher Seite vom Krieg nichts mehr zu spüren. Die Bauern gehen friedlich ihrer Arbeit nach, und draußen auf den Wiesen weidet das Vieh wie vor dem. Um so bitterer bekommt die polnische Bevölkerung in jenem Gebiet, in das die sowjetrussischen Truppen vor fast zwei Jahren einmarschiert sind, um es dem Mutterland der Weltrevolution zu erobern, diesmal wieder den Krieg zu spüren. Da und dort steigen mächtige Rauchfahnen zum Himmel. Sie kommen von Dörfern, Gehöften und einzelnen Scheunen, die die Bolschewisten bei ihrem Rückzug selbst angezündet haben. Die bolschewistischen Horden sind nicht einmal gewillt, ihre eigenen Ortschaften zu schonen.

Was bedeutet auch schon ein Dorf oder Gehöft in diesem „Sowjetparadies“? Der Bauer, zermürbt unter der Knute, bolschewistischer Ausbeutung und Gewaltherrschaft, „vegetiert“ hier hoffnungslos. Er hat noch nicht einmal die Willenskraft besessen, aus dem Kampfgebiet zu fliehen. Zerlumpt und mit hohlen Wangen kriecht er aus irgendinem Versteck hervor, wenn deutsche Truppen einmarschieren oder die abziehenden Bolschewisten sein Gehöft in Brand gesteckt haben. Hier ist wirklich das Elend zu Hause — hier in der vielgepriesenen „Arbeiter- und Bauernrepublik“.

Aber wir haben noch viele andere Zeugen bolschewistischer „Aufbauarbeit“ beim Vormarsch unserer Truppen zu sehen bekommen. Ein Beispiel: die Hauptverkehrsstraßen. So sehen in Deutschland noch nicht einmal die Landwege aus. Aber am Rande dieser „Hauptverkehrsstraßen“ typische bolschewistische Kulturpropaganda: Kilometersteine mit einem großen Sowjetstern auf den Sockeln. Diese verwahrlosten Straßen, auf denen unsere vormarschierenden Kolonnen oft in undurchsichtige Staubwolken gehüllt sind, führen vorbei an armseligen, strohbedeckten Lehmhütten (Bauerngehöften) in ebenso verwahrloste Dörfer und Städtchen. Im ehemals polnischen Gebiet hatte man nach seiner Inbesitznahme schleunigst versucht, mindestens den Städten und größeren Dörfern ein russisch-bolschewistisches Äußere zu geben. Man ließ Gemeinschaftshäuser einrichten und propagierte sie mit schreienden Geschmacklosigkeiten, man machte selbst Kirchen der bolschewistischen Hetze dienstbar und ließ an ihren Türen und Türmen Sowjetsterne anbringen. Alles Kulissenzauber, leere, hohle Phrasen — wirkliche Kulissenpropaganda vor einem scheußlichen Chaos. Schaut man nämlich hinter die Kulissen, dann entdeckt man Verfall, Hunger, Not und Tod, ärmlichste Hütten und zerlumpte, abgemagerte, verhärmte Menschen, denen das Notwendigste zum Leben fehlt.

Von den Fenstern eines großen bolschewistischen Gemeinschaftshauses für die heranwachsende Jugend blickten uns die großen Augen halb verhungelter Kinder an. In verschmutzten Räumen hauste hier eine sittlich vollkommen verwahrloste Jugend. Noch nicht einmal 14jährige Knaben saßen mit noch jüngeren Mädchen am Fenster und vertrieben sich die Zeit mit Zigarettenrauchen.

Man braucht sich nach all dem, was uns diese ersten Kriegstage im Osten an Anschauungsunterricht geboten haben, nicht mehr zu wundern, wenn weite Kreise des Volkes eine Änderung des Kurses herbeisehnen. Selbst Polen die im Herbst 1939 in der Eingliederung ihrer Gebiete in den Sowjetstaat ihre Rettung erblickten und mit Begeisterung damals die Sowjettruppen empfingen, können jetzt ihre Enttäuschung nicht verbergen. „Lieber gefangen in einem anderen Staat als frei der Bolschewisten Bauer oder Arbeiter zu sein!“ Das war die übereinstimmende Redewendung der Polen dort in dem nun wieder von deutschen Truppen zurückeroberten polnischen Raum. ff-Kriegsberichter A. Langenberger.



Bei Tag und Nacht geht der Vormarsch unaufhaltsam vorwärts

Aufn.: ff-PK. Roth

# Nächtliche Begegnung

„PK. Was vorne eigentlich los ist, wissen wir nicht. Dies ist auch eigentlich gleichgültig. Vorne braucht man uns, das sagen uns die Befehle, und dorthin wollen wir doch schließlich. Die Kradschützen treten den Starter, die Motoren dröhnen auf, und da hocken wir auch schon in den Beiwagen oder auf den Sätteln hinter den Fahrern und hauen die Straße entlang, über Schlaglöcher hinweg und durch dichte Staubfahnen hindurch, die den Vordermann kaum erkennen lassen. Vorne kriechen die Wälder bis an den Straßenrand heran. In

## Abschied

Gib mir den letzten Kuß!  
Was wir einander waren,  
Wir haben's recht erfahren,  
Weil ich nun scheiden muß!  
  
Doch, Mutter, wenn ich gehe,  
Sollst du nicht drum verzagen,  
Sollst es wie andre fragen,  
Dein Weinen tut mir weh!  
  
So denke du daran,  
Müßt' ich mein stolzes Leben  
Der lieben Heimat geben,  
Ist's auch für dich getan.

Ob.-Gefr. Helmut Bögle (Fallschirmjäger)  
gef. 10. 5. 1940 bei der Einnahme des  
Forts Eben-Emael

Ihnen hausen abgeschnittene Regimenter und Bataillone der Bolschewisten, stur und geistesarm gleich vorweltlichen Tieren, dummschlau darauf lauernd, uns in den Rücken zu fallen.

Weit vor uns raufen sich die Panzer durch und hauen alles in Stücke, was sich ihnen in den Weg stellt. Doch die UdSSR. ist groß, und die Sowjetarmee versucht es mit der Wanderameisentechnik, mit der blinden Masse den Wert des Einzelkämpfers aufzuwiegen.

Die „PK.-Aufklärungsabteilung ist jedoch nicht das erstemal im Gefecht. Jeder Mann ist abgebrüht, und der Möglichkeiten, sie zu überraschen, sind nur wenige. Darum hocken sie auch mit krummen Rücken auf ihren Maschinen, jederzeit bereit, von den Rädern in den Graben zu springen und das Feuer zu eröffnen.

Wir jagen die Straße entlang. Vor uns torkelet ein Panzerspähwagen durch die Schlaglöcher, hinter uns ein Pakgeschütz, denn vorne ist wieder einmal „Akkes drub“, und das sind denn vorbrechende Panzer, Schweißstellungen, mit Maschinengewehren gespickt, die uns vorbeilaufen lassen wollen, um uns um so besser von rückwärts beharken zu können. Halblinks knallen Schüsse zu uns herüber. Doch schon hämmern unsere Maschinengewehre, und ein Stoßtrupp geht gegen einen verlassenen Bahnhof vor, an dessen Gleise sich mächtige Holzstöße schmiegen, hinter denen der Feind in Stellung gegangen ist. Das Stellfeuer unserer schweren Granatwerfer scheucht ihn wieder in die Wälder zurück. Das Spitz-Pakgeschütz ist inzwischen vorgerast und hat sich am Straßenrand aufgebaut. Durch das Glas läßt sich weit vorne ein schwerer Lastkraftwagen beobachten, der sich vergeblich bemüht, unaufläufig zu wenden und sich nach hinten zu verkrümeln.

Der zweite Schuß unserer braven Pak sitzt bereits in dem feindlichen Fahrzeug. Noch einmal ruckt der Benzintankwagen an, doch dann bleibt er quer über der Straße stehen, und seine Besatzung schlägt sich seitwärts in die Büsche.

## Sprit in hellen Mengen

Warm ist noch der Motor, als wir neben dem Spritwagen halten. Einige Männer springen mit Blechbüchsen hin, um den Brennstoff aufzufangen, der aus den Einschlaglöchern sprudelt. Doch alle kommen nicht mehr zum Aufanken. Dagegen bemüht sich einer sogar, den Wagen wieder in Schwung zu bekommen, wobei die anderen die Augen schließen. Denn aus dem Tank läuft das Benzin, und ein winziger Springfunk genügt, um einen Wagen zu sehen, der in die Luft fliegt.

Doch soweit kommt es nicht. Aus einem Kübelwagen hebt sich die Gestalt unseres Kommandeurs, der „Das Ganze kehrt!“ ruft, worauf wir wenden und abbauen, gedeckt durch die ewig mißtrauischen Pakgeschütze, die nach dem Wald zu sichern und auf der

Lauer liegen nach sowjetrussischen Panzern oder verkappten Maschinengewehrenstern.

Nicht weit geht es zurück. Wir biegen in eine Seitenstraße und fahren im sinkenden Abend durch ein menschenleeres Dorf. Stoßen in gleicher Richtung dann weiter vor, denn irgendwo vorne versucht der abgedrängte Feind, uns in den Rücken zu fallen.

Mittlerweile ist es Nacht geworden. Schwere Lastkraftwagen kommen uns entgegen, die wir anfänglich freudig begrüßen, da der Kontakt mit der neben uns stehenden Truppe hergestellt zu sein scheint, andererseits dann aber wieder benörgeln, denn schließlich wollen wir keine Straßen aufklären, die bereits in unserer Hand sind.

Nun ist es stockfinster. Wir stellen die Motoren ab und fragen uns nach dem Zweck unserer weiteren Aufgaben, wenn der Troß der Kampfgruppe III schon da ist, hinter der es keinen Gegner mehr geben kann. Rücken nochmals der Spitzengruppe nach, die von einem waschechten Kölner geführt wird, dessen Spezialität es ist, dem Feind auf den Nerv zu gehen, bis er durch Feuereröffnung seine Stellung verrät. Nun steht er auf der Straße und wartet die Lastkraftwagen ab, die an ihm vorbeifahren. Dann folgt eine kleine Pause. Sollte die Kolonne vorüber sein? Matthes greift in die Hosentasche, um sich eine Zigarette anzustecken. Wieder brummt ein Lastwagen heran und bleibt kurz vor ihm stehen. Einige Männer springen ab, und einer davon packt den Hauptscharführer an der Schulter. Bei aller Kameradschaftlichkeit — solche Vertraulichkeiten verträgt Matthes nicht. Er sieht sich den Mann über die Schulter an und haut schon mit der Faust nach hinten. Bolschewiken! Der Lastkraftwagen macht einen Ruck nach vorn und schleudert seine Beiwagenmaschine in den Graben. Handgranaten detonieren noch um den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Matthes liegt bereits mit seinen Männern im Straßengraben, halb hingeworfen vom Luftdruck — doch schon reißen die Männer die Schnüre von den Holzstielchen und vergelten Gleisches mit Gleichen. Worauf

sie hurtig nach hinten preschen, die Pistolen in der Faust oder den scharfen Spaten, denn die Bolschewiken sind in den hohen Kornfeldern verschwunden und entwickeln sich zur Schützenkette.

Inzwischen hatten wir mit aufgerissenen Augen in die Finsternis gestarrt, die Finger am Abzugsbügel des entsicherten Gewehres. Bei der Auftragerteilung wurde uns eingeprägt, uns sofort vom Feinde zu lösen, wenn er das Feuer eröffnete. Aufklärungsarbeit und nichts anderes. Die Kräder dröhnen auf, und wir jagen zurück. Irgendwo rasseln feindliche Panzer. Hinten, vorne, an beiden Seiten sind wir in einen Schlauch geraten, der an jeder beliebigen Stelle vom Feind abgeschnürt werden kann? Da stehen schon wieder längs der Straße die schweren Lastwagen, der Troß der dritten Kampfgruppe. Er ist dem angreifenden Feind gegenüber wehrlos. Leuchtspurmunition zischt über unsere Köpfe hinweg.

Ein Sowjetpanzer rollt hinter uns her und schießt aus allen Rohren. Ein Schattenriß zu unserer Linken. Panzerjäger hinter ihrem Geschütz. Jeder auf seinem Platz. Und als der letzte Kradschütze an Ihnen vorüber ist, heult den Bolschewiken die erste Granate entgegen. Der feindliche Lastkraftwagen stockt, eine Stichflamme schießt auf in die Finsternis. Der Kübelwagen unseres Kompanieführers braust an die Spitze und befiehlt ihr, zu wenden. Die Kräder schlagen hart ein — und wieder geht es zurück. Unsere Aufgabe ist zwar erfüllt, aber unsere Kameraden auf den Lastkraftwagen — der wehrlose Troß — brauchen unsere Hilfe.

Die Straße wird freigemacht. Die Männer springen von den Krädern und graben sich in der Straßenböschung ein. Einige Gruppen streifen durch die Kornfelder, um die Stacheln des Igels, der nun gebildet werden muß, weit ins Gelände zu schieben. Wo sind unsere anderen Züge? — Auch die Fahrer, die sonst an den Fahrzeugen bleiben müssen, müssen zur Verteidigung in die Acker. Die Panzerspähwagen furchen durch die Felder und beziehen ihre Stellungen. Die Pak sucht sich Schlüsselstellungen, um Überraschungen, woher sie auch immer kommen mögen, von vornherein auszuschalten.

## Sowjetpanzer rasseln heran

Trotz allem wird uns dabei nicht wohl. Aber wir müssen den Keil halten, den wir vorgetrieben haben, allein schon um der bedrängten Kameraden willen.

Wo nur das Gros unserer Aufklärungsabteilung bleibt? Ist erst der ganze „Klub“ auf einem Haufen, mit allem Drum und Dran, dann sollen sie nur kommen! Aber so — wir paar Männern — — Unsere Nachrichtenmänner mit den Kopfhörern an den Ohren sagen auch nichts. Sie schlüsseln und morseln — und das beruhigt uns dann auch wieder, denn ganz verlassen auf der Welt sind wir nun doch nicht. Irgendwo fängt man ihre Sprüche auf, die in Stichworten unsere Lage darstellen.

Und dann kommt der Höhepunkt dieser witternden Nervenspannung, des argwöhnischen Lauschens auf die schleichende Gefahr, das Erfühlen des Ringes, der sich herantastet, der uns erwürgen will. Die Nervenspannung folgt kaltwährende Erwartung all der Dinge, die da kommen können. Eisgrau färbt sich der Himmel. In der Ferne brauen graue Nebelschwaden, aus denen Kanonendonner und das Knattern von Maschinengewehren an unser Ohr dringt, wie durch Watte gedämpft. Und aus diesem schweren Brodem der Geräusche vernehmen wir eines, auf das wir schon lange lauern: Rasselnde Gleisketten von Sowjetpanzern, die sich an uns heranpresso.

Gleich wütenden Bulldoggen schlagen unsere Pakgeschütze an. Ihre Granaten ziehen glühende Schlangen durch bleigraue Dämmerung, und aus den Maschinengewehren schwirren die Leuchtkäfer der Leuchtspurmunition. Die Bolschewiken haben sich in die Bauernhöfe geschlichen, die rechts der neben uns befindlichen Straße liegen. Ihre s.MG.-Geben surren über uns hinweg. Die Maschinengewehre unserer Gruppenführer fliegen hoch und halten sie fürs erste nieder, bis unsere MGs über die Straße wechseln und sie niederkämpfen.

Da kommt schon wieder ein Panzer die Straße hoch geschlichen und streut sie der Länge nach mit der glühenden Perlenkette ab, die das harkende MG. zu unserem Verderben aufschnürt. — Und dann noch Feuer von der anderen Seite und halb rechts von rückwärts. — Unsere Pak beschließt die Scheunen, hinter welchen sich der Feind mit seinen schweren

Waffen anpirscht. Flammen schießen aus den Strohdächern. — Zum Teufel! Sind wir denn ganz verlassen und allein in diesem Schlauch? Jetzt knallt es auch schon in unserem Rücken. Nun haben uns die Bolschewiken in der Mitte, wie sie uns haben wollen. Seitengewehre knacken an unseren Gewehren, denn jeden Augenblick kann der Feind aus den Kornfeldern brechen, die ihre hohen Halme bis an den Straßenrand schieben. — Da schnellt eine Gestalt unseres Graben entlang —! Die Maschinengewehre in der Faust und ein großes Fernglas vor der Brust — — Unser Kommandeur!

Da schämt sich jeder ein klein wenig, ohne deshalb das Feuer zu unterbrechen, und keiner möchte die Nacht hindurch gefragt haben, ob der „Chef“ auch eine Ahnung hat, in welche „Bredouille“ wir geraten sind. — Der „Alte“ ist da. — „Da — und dorthin muß ein MG!“ befiehlt er. Natürlich! Da und dorthin gehört auch eines. Und der Granatwerfer soll die „Farm“ da drüber ein bißchen niederkämpfen, worauf es dann auch drüber bedeutend ruhiger wird.

Und dann steht die Sonne am Himmel — und alles ist halb so wild bei Tageslicht! Vorne liegen tote Bolschewiken, zwei ihrer Lastkraftwagen brennen noch immer, und die auf ihnen verladene Munition explodiert in den Flammen. Hinter ihnen hängt mit einer Raupenkette im Graben der zerschossene Panzer, jener, der uns mit funkelnden Geschoßgarben von der Straße fegen wollte.

Da kommt auch schon der Hauptscharführer, unser Matthes, den die Bolschewiken überrumpeln wollten und der seine Kartentasche in der Beiwagenmaschine liegen lassen mußte, als diese ihm von dem schweren Lastwagen in den Graben geworfen wurde.

Nun hat er die Tasche, die die halbe Nacht hindurch am Koppel eines Sowjetpanzermannes als Beute gehangen hatte, der nun seinerseits mit einem Kopfschuß im Graben liegt, weil ja nun einmal unrecht Gut in den wenigsten Fällen gedeckt. So wenigstens sagte Matthes, als er seine Kartentasche mit Genugtuung wieder an seinem Koppel befestigte.

„Kriegsberichter Valentin J. Schuster

## Aus Sippe und Familie

### Eheschließungen:

Dr. Helmut Zuber, „Ostuf. SD-Leitabschnitt Prag mit cand. phil. Gretl Zuber, geb. Martinetz, Prag XIX, Sachsenweg 44. 21. 6. 1941.  
Ludwig Koch, „Rottf. z.Z. „E.-Btl. „Nord“, Goslar, mit Ilse Koch, geb. Korn, Berlin SO 36, Pücklerstraße 17. 25. 6. 1941.  
Toni Brechelmacher, „Ostuf., mit Friedl Brechelmacher, geb. Sieder, Krems a. d. Donau-Amstetten.  
Dr. Egon Vorauer, „Hstuf. Stab RF. H. Dipl. Polit. z.Z. „Uscha. in der Waffen-„, mit Anna-Marie Vorauer, geb. Haselbach, Berlin-Wilmersdorf, Schoelerpark 12a.

### Ein Sohn wurde geboren:

Joachim, 16. 6. 1941. Elfriede Läufer-Werner Läufer, „Uscha., Lissa/Wartheland, Platz der SA. 3.  
Hans-Peter, 22. 6. 1941. Ursula Greb, geb. Retzlaß-Dr. med. et. phil. Walter Greb, „Ostuf. u. Assistenzarzt im Felde, Stettin. Arndtstr. 16.  
Bernhard Harko, 23. 6. 1941. Margot Gnabs, geb. Hendrich-Gerhard Gnabs, „Ostuf. u. Komp.-Führer in der Waffen-„, z.Z. im Felde.  
Hans-Peter, 30. 6. 1941. Margarete Unruh, geb. Rehman-Walter Unruh, „Hstuf. Chemnitz. Hugenbergr. 37.

### Eine Tochter wurde geboren:

Heidemarie, 30. 5. 1941. Margarete Sterzinger, geb. Klampfer-Heinz Sterzinger „Uscha. in der Waffen-„, z.Z. „Lazarett Hohenlychen bei Berlin.  
Ingeburg, Margarete 8. 6. 1941. Emma Aich, geb. Schäfer-Karl Aich, „Uscha. im „Sturm“ 3/Res. 75, Berlin-Tempelhof. Mohnkesteig 5.  
Gertrud, 24. 6. 1941. Gertrud Wolff, geb. Hirte-Martin Wolff, „Stubaf. R.u.S.-Hauptamt, Falkenberg/Märk.  
Ulrika-Gisela, 25. 6. 1941. Martha Kupietz, geb. Klenz-Roman Kupietz, „Rottf. 4/45, Odertal OS, Schaffgotschstr. 6.  
Karin, 29. 6. 1941. Erna Krämer, geb. Hartmann, z.Z. Minden, Privatklinik Dr. Netzer-Heinz Krämer, „Uscha., ap. Technischer Reichsbahn-Inspektor, z.Z. Braunschweig.  
Gisela, 3. 7. 1941. Maria Boes, geb. Hery-Theodor Boes, „Stubaf., z.Z. „Ostuf. in der Waffen-„, Königsberg/Pr. Hagenstr. 76.  
Rotraut, Edelgard, 3. 7. 1941. Elfriede Weiden, geb. Seibach-Josef Weiden, „Ostuf. Stettin. Malmedystr. 14.  
Eda, 4. 7. 1941. Sybille Redieß-Wilhelm Redieß, „Gruppenführer u. Generalleutnant der Polizei, Königsberg/Pr. Universitäts-Frauenklinik Oslo/Norwegen.



### Für Führer und Volk fielen:

Rudolf Amann, Ltn. in einem Panzer-Rgt.  
Johann Claus, „Uscha. Waffen-„  
Franz Gramer, Gef.  
Ernst Helmut Gutmann, „Hstuf. im SD des R.F. 1. Ltn. b. R. der Gebirgsjäger  
Ludwig Hauenstein, „Uscha. u. Schirmmeister Waffen-„  
Kurt Hempel, „Stm. Waffen-„  
Willi Pfeiffer, „Uscha., Ltn. u. Komp.-Führer in einem Inf.-Rgt.  
Viktor Pirker, 1/4. „Standarte, Uffz.  
Ernst Kurt Schoemperlen, „Uscha., Ltn. in einem Fallschirm-Btl.

### Ihre Ehre hieß Treue!

## Kommt herüber!

„PK. Morgen früh um 2 Uhr und 2 Minuten beginnt der Angriff auf Kraslau.

Es ist ganz still geworden auf der Feldwache. Verborgen in meinem Loch, rauche ich eine Zigarette, die der Spähtruppführer ausgab. Sechs Augenpaare starren ins Niemandsland. Ich denke an ähnliche Situationen in Polen und Erlebnisse in Frankreich. Es ist immer derselbe Reiz, der aus demselben Stolz geboren ist, der erste am Feind zu sein. Im Osten, wohin unser Blick geht, dämmert fahl der Morgen. Ich kenne viele Kameraden, die jetzt voll Spannung auf die Uhr sehen: — In fünf Minuten beginnt der Einsatz.

Kurz vor zwei Uhr erscheint als Morgengruß ein einzelnes Sowjetflugzeug — im Schutze der Nacht konnte es aufsteigen — und bringt uns zur Abwechslung keine Bomben, sondern — Flugblätter!

Berufshalber bemühe ich mich im ersten Licht, die Buchstaben zu entziffern, und lese am Schluß des sowjetischen Aufrufs folgende amüsante Aufforderung:

„Kommt zu uns herüber, einzeln, in Zügen, Kompanien, Regimentern. Kommt in Waffen und kämpft für die Freiheit . . .“

Schon ist es zwei Uhr, gleich beginnt der Angriff.

Ja, Bolschewiki, wir kommen mit Waffen. Es kommt in Zügen, Kompanien, Regimentern die „W-Division! — —

„Kriegsberichter E. H. Wagner.

**AMOL** wirkt schmerzstillend - erfrischend - belebend!

AMOL Karmelitengeist ab 30 Rpf. in allen Apotheken und Drogerien

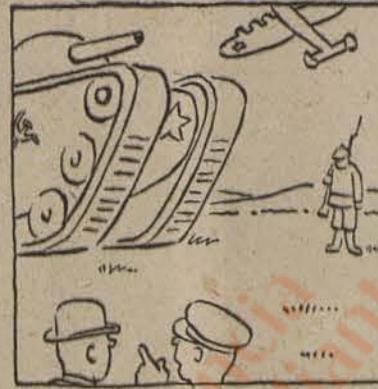
## Aus dem Sowjetparadies



Irgendwie scheint es mit unserer Armee nicht zu stimmen. Man hätte halt doch den „Kommling“ einführen sollen, und nicht den „Kommissar“.



Am Morgen des 22. Juni 1941 war es das letzte Mal, daß die herühmten Fallschirmschützen der Sowjetarmee aus den Wolken fielen.



Sehn Sie, Mister, hier sind unsere bekannten Überflugzeuge, hier unsere Überanks.

Aha, Und der Soldat da hinten? Wohl einer ihrer Ober-Läufer?



Meide, im Raum von Lemberg den Feind eingeschlossen und aufgerieben.

Wie viele Deutsche waren es?

Es waren Ukrainer.



TASS-Bericht: Den heldhaften Kämpfern des Proletarjats gelang es durch einzige dastehende Waffentaten die Deutschen zu erschüttern.

## Er strampelt für den Sieg

Der Landrat des Kreises Neuwied schickte uns das nachstehende Schreiben, das ihm der Bergmann und Kleinlandwirt Friedrich Leis in Seyer übersandte:

„Nachdem nun unsere Wehrmacht wieder mehr Brennstoff braucht, leiste ich mehr wie gerne Verzicht auf Brennstoff, obwohl ich neben meinem Bergmannsberuf (Hauer) noch eine kleine Landwirtschaft von 12 Morgen be-wirtschaftet und wahrhaftig jetzt im Sommer schneller zu Hause sein müßte. Aber der Krieg muß und wird gewonnen werden. Also von heute ab scheide ich gerne freiwillig mit meinem Brennstoff aus.“

„Mit solcher Gefolgschaft“ — fügt der Landrat hinzu — „muß der Führer siegen!“

Die Arbeiter und Bergmänner des Westerwaldes haben weite, steigungsreiche Anmarschwege zu ihren Arbeitsplätzen in den Gruben, Steinbrüchen und industriellen Betrieben. Viele haben sich vor dem Kriege ein Kleinkraftrad zugelegt, um etwas Zeit zu erübrigen, die sie ihren kleinen Landwirtschaften widmen können. Jetzt erhalten aber nur diejenigen Benzin, die von ihrem Arbeitsplatz mehr als zehn Kilometer entfernt wohnen. Die anderen müssen bis zu 20 Kilometer täglich „strampeln“, eine unerhörte körperliche Leistung zwischen der schweren Arbeit im Betrieb und der kaum minder schweren auf der heimatlichen Scholle. Der Bergmann Leis hat Anrecht auf einen Benzinbezugsschein weil sein Anmarschweg noch weiter als zehn Kilometer ist. Wenn er trotzdem auf seinen Treibstoff und damit auf sein Motorrad verzichten will, heißt das, daß er täglich mehr als 20, vielleicht 25 oder 30 Kilometer für den Sieg strampeln will.

Das ist ein wirkliches Opfer, würdig den besten Beispielen, die bisher geboten wurden.

Sinn und Wesen des echten Opfers wird hier besonders deutlich. Ein Kleinkraftrad verbraucht bei einer wöchentlichen Streckenleistung von sechs mal 30 Kilometer rund vier Liter Benzin. Diese vier Liter stellt der Bergmann Leis allwöchentlich aus freien Stücken der Wehrmacht zur Verfügung. Aber nicht diese vier Liter sind sein Opfer, sondern die körperliche Leistung, wöchentlich 180 Kilometer auf dem Fahrrad zu strampeln. Das ist das Maß aller Opfer. Man fragt nicht: wie hoch ist es?, sondern: welche Entbehrung tauscht der Opfernde dafür ein?

Und noch etwas lehrt uns der kleine Bergmann aus dem Westerwald. Um vier Liter Benzin für den Sieg zu sparen, strampelt er wöchentlich seine 180 Kilometer über Berg und Tal, durch Regen und Hitze. Mit den gleichen vier Liter Benzin fährt aber ein mittelschwerer Kraftwagen nur 30 Kilometer, ein großer Wagen gar nur 20 Kilometer weit.

Wer also einen roten Winkel hat oder sonstwie das Recht genießt, einen Kraftwagen zu benutzen, braucht in einer Woche nur sehr wenige Umwege zu machen, er braucht nur gelegentlich stärker, als es unbedingt notwendig ist, „auf die Tube zu drücken“, um die vier Liter zu vermeiden, die der Bergmann Friedrich Leis strampelnd für den Sieg ersparen will und nicht für die Gelegenheits- und Gefälligkeitsfahrten anderer.

Wer also einen Gashebel unter der Fußsohle fühlt, sollte, wer immer er sei, stets an den kleinen Bergmann denken, der jeden Tropfen vergeudeten Treibstoff mit einem Tropfen Schweiß aufwieglt. Und nicht nur an den Bergmann Leis, sondern an die Hunderttausende, die, ob freiwillig oder der Not gehorchen, das gleiche tun, das gleiche Opfer auf sich nehmen. Sie sind es, die durch ihren Verzicht die großen Schlachten der motorisierten Truppen und der Luftwaffe schlagen helfen!

## Gerechte Sühne

Ein im Westen stehender Soldat erbat sich von dem Kaplan Walter Horny aus Bennisch bei Troppau einen Taufchein. Der Kaplan übersandte den Taufchein zusammen mit der auf 60 Pfennige lautenden Kostenrechnung. Als die 60 Pfennige vierzehn Tage später noch nicht eingetroffen waren — ein Soldat ist ja schließlich kein Geschäftsunternehmen, das die laufende Korrespondenz täglich erledigt — sandte der Kaplan einen Mahnbrief, der mit den Worten schloß:

„Ich werde die Lehre daraus ziehen und keinem Soldaten mehr glauben, weil ihnen scheinbar das Lügen und Betügen beigebracht wird.“

Wegen dieser Beleidigung der deutschen Wehrmacht hatte sich der Kaplan vor dem Troppauer Sondergericht zu verantworten. Er versuchte sich mit angeblicher Erregung zu entschuldigen. Der Staatsanwalt brandmarkte indessen die beleidigenden Worte des Kaplans als absichtlichen Versuch, das Vertrauen in unsere Wehrmacht herabzusetzen und die Ehre des deutschen Soldaten zu besudeln, der Tag für Tag sein Leben für Volk und Heimat einsetzt.

Das Urteil lautete auf drei Jahre Gefängnis.

Das ist eine schwere Strafe. Selbst Majestätsbeleidigungen wurden früher nicht in solchem Ausmaß geahndet. Der deutsche Soldat mag daraus ersehen, daß sein Ehrenschutz in diesem Kriege anders gehandhabt wird als

1914/18, da es jedem Schieber und jedem Drückeberger geradezu freistand, die Ehre der Front nach Belieben mit Dreck zu bewerfen.

Wir sind sonst nicht der Meinung, daß man jede Beleidigung auf die Apothekerwaage legen soll. Ein Krautfausdruck zur rechten Zeit ist Balsam für die Seele, und ein ordentliches Mannsbild wird sie nicht nur anwenden, sondern auch eine gehörige Portion davon vertragen. Nur weinerliche Klatschweiber laufen wegen jedes Götzzitats zum Kadi.

So wenig wie der Angeredete die Einladung Götzen zu befolgen braucht, so wenig sind auch die meisten Krautfausdrücke ernst gemeint, und so häufig kann man andererseits auch annehmen, daß sie aus echter, begreiflicher, verzeihlicher Erregung geboren wurden.

Wenn aber einer gleich eine Pauschalverdächtigung ausspricht, man dürfe überhaupt keinem Soldaten glauben, und die Soldaten würden scheinbar zu Lügnern und Betrügern erzogen, dann ist dieser Gedankengang viel zu kompliziert, daß er ihn in der Erregung aussprechen oder gar niederschreiben könnte. Solche Gedankengänge sind die Frucht methodischer Ablehnung, sie zeugen für tief wurzelnden Haß und für die menschliche Minderwertigkeit des Verfassers. Dies alles mußte bei der Verurteilung eines Mannes bedacht werden, den die Tatsache, daß sein Beruf ihn vom Wehrdienst enthebt, zu einer ganz besonderen Achtung des Soldaten und seiner Leistung verpflichtet hätte.

legungen neben den „Rechtsansprüchen“ nicht bestehen konnten. Die Gläubiger oder noch häufiger ihre Rechtsberater und Rechtsabteilungen lochten gar nicht mehr um die wirkliche, längst abgeschriebene Schuldsumme, sie „beharrten“ auf „auf Ihrem Recht“ und führten, mochten dabei auch Existzen vernichtet werden, ihre „Rechtsgrundsätze“ ins Treffen, die nicht „durchlöchert“ werden durften.

Da das geltende Recht eine derart formelle, wirklichkeitsfeindliche und meist unmoralische Handhabung der „Rechtsansprüche“ mindestens bis zum Erlaß des Entschuldungsgesetzes auch guthieß und förderte, konnte bis in die letzte Zeit sogar ein reger Handel mit alten, längst wertlosen Schuldtiteln getrieben werden. Der Formalismus war also nicht nur eine Geisteshaltung, sondern zuweilen auch ein recht gutes Geschäftsprinzip.

Ihn aufzuweichen und außer Kurs zu setzen, der Moral und der Vernunft wieder entscheidende Geltung zu verschaffen, das ist der tiefere Sinn aller Entschuldungsbemühungen. Er ist in diesem Falle wie in so vielen vorangegangenen richtig verstanden worden. Und dies festzustellen ist wichtiger als die für eine Großbank ohnehin belanglose Frage, ob der Verzicht dem Gläubiger leicht oder schwer gefallen sei.

## Frage und Antwort

An den Bürgermeister der Stadt Heide.

Ich möchte Sie um verbindliche Auskunft bitten, ob Heide englischen Fliegerangriffen ausgesetzt ist. Ich habe dort eine Wohnung in Aussicht und muß, ehe ich diese evtl. beziehe, hierüber im Bilde sein.

Frau K. F.  
zZ. Waren/Müritz (Meckl.)

\*

An Frau K. F., Waren/Müritz.  
Betr.: Ihre Anfrage über Angriffe feindlicher Flieger. Ich kann hierüber keine Auskunft geben, da mir die Absichten der RAF. nicht bekannt sind.

Der Bürgermeister.  
gez. Herwig.

Anmerkung der Schriftleitung: In Heide wohnen 12000 Volksgenossen. Sie besorgen ihre Vermehrung vornehmlich selber. Sofern diese aber durch Zuzug von auswärts her erfolgt, dürften die Heider Wert darauf legen, daß der Neuanhänger Freud und Leid mit ihnen zu teilen bereit ist. Die ebenso knappe wie dennoch aufschlußreiche Auskunft ihres Bürgermeisters wird die Heider hoffentlich vor dem Zuzug einer Menschensorte bewahren, deren Heimatgefühl sich nach dem Grundsatz ubi bene ibi patria richtet.

Es gibt noch mehr solcher Zugvögel, die den gelegentlichen Aufenthalt im Luftschutzkeller zu vermeiden trachten, weil sie dort in allzu innige Berührung mit dem gewöhnlichen Volke kommen könnten. Man kann ihnen aber versichern, daß sie nirgends gerne gesehen werden. Die Abneigung, die sie äußern, beruht durchaus auf Gegenseitigkeit.

Kleine  
Wunden  
schnell  
verbunden  
mit  
Hansaplast

quer-elastisch,  
d. h. seitwärts dehnbar. Das ist das  
Besondere an diesem praktischen  
Schnellverband. Er folgt jeder Be-  
wegung, zerrt und behindert nicht.  
Genau auf den Namen Hansaplast achten!

## Die Saat geht auf

Der Handelsvertreter Peter L. hat sich bis zum Jahre 1924 ein kleines Vermögen erarbeitet. In diesem Jahre gerät ein Unternehmen, das seinen Verwandten gehört, ins Wanken. Peter L. springt mit seinem Vermögen ein. Das Ergebnis ist für ihn niederschmetternd. Ein Stolberger Bankhaus, das an dem Unternehmen mit 400 000 Mark hängt, vermag nun aus dem Zusammenbruch zwar 350 000 Mark zu retten, die restlichen 50 000 Mark aber bleiben an Peter L. kleben. „Den Letzten beißen die Hunde.“ Der Mann hat nicht nur sein Vermögen verloren, er ist mit 24 000 Mark über Nacht auch zum Schuldner der Bank geworden.

Man darf getrost annehmen, daß die Bank an dieser Entwicklung nicht ganz unschuldig war. Das war in jener Zeit so üblich. Es entsprach der Plutokratienmoral des kapitalistischen Staates.

Die Jahre nach 1924 waren nicht von der Art, daß es einem bettelarmen kleinen Handelsvertreter möglich gewesen wäre, eine Schuld von 24 000 Mark abzuarbeiten. Die Schuld stieg mit Zinsen bis 1932 auf 46 000 Mark, im Jahre 1942 hätte sie 92 000 Mark erreicht. Peter L. ist unterdessen ein Sechziger geworden, dessen Einkommen schlecht und recht zur Ernährung der Familie ausreicht. Irgendwelche Aussichten, daß er seine Schuld auch nur ratenweise abtragen könnte, bestehen natürlich nicht. Es hätte auch schwerlich einen Sinn gehabt, ihn zu pfänden und sonstwie zu drangsalierten. Aber der alte Herr ist kein Bruder Leichtfuß, dem solche „Sicherheit“ zum Trost gereicht hätte. Das Bewußtsein untrüglicher Schulden zu haben, nagte an seinem Ehrgefühl. Gram und Sorgen überschatteten seinen Lebensabend.

Mittlerweile war das Stolberger Bankhaus von der Commerzbank übernommen worden. Der neue Gläubiger scheint von der Rechts- und Moralauffassung, die den Vorgänger in den Besitz des Schuldtitels gebracht hatte, von vornherein nicht restlos überzeugt gewesen zu sein. Die Bank bot dem Schuldner eine Ausgleichssumme an, die für ihre Ver-

hältnisse sehr niedrig, für die des Schuldners aber immer noch unerreichbar hoch war.

Nun schaltete sich der Arbeitgeber des Handelsvertreters, dem dieser seinen Kummer offenbarte, ein. Die Zuckerwarenfabrik Rudolf Hübecker, Krefeld, machte sich erböig, ihrem Vertreter 500 Mark zu schenken und diese Summe der Commerzbank zu überweisen, wenn diese bereit wäre, die 500 Mark als Ausgleichszahlung anzunehmen und die Gesamtsumme des Peter L. zu streichen. Die Angelegenheit wurde durch einen kurzen Briefwechsel innerhalb weniger Tage in diesem Sinne erledigt. Der Arbeitgeber konnte an die Bank schreiben:

„Für die großzügige Erledigung sagen wir Ihnen auch namens unseres Herrn L. unseren Dank. Sie haben hiermit bewiesen, daß Sie den Bestrebungen der Regierung nach Bereinigung alter Schulden weitgehendstes Verständnis entgegenbringen.“

Die Mitteilung an „Das Schwarze Korps“ erfolgte „als ein erfreulicher Beweis dafür, wie die Saat, die Sie seit Jahren säen, aufgeht.“

Nun mögen die unvermeidlichen Neunmalwiesen ja nachsichtig lächeln sagen, die Handlungsweise der Bank sei eine leere und billige Geste gewesen. Nicht nur hätte die Rechtsvorgängerin den Schuldner ohnehin hereingelegt und dabei mehr als den Schuld betrag verdient; die Bank hätte auch gewußt, daß sie die Schuldsumme ohnehin niemals würde eintreiben können, und sie wohl längst schon abgeschrieben.

Aber darauf kommt es unseres Erachtens gar nicht an. Zahllose alte Schulden waren und sind derartige Papierschulden. Und trotzdem werden sie als Rechtsansprüche verfochten. Die verknöchernde Rechtsauffassung vergangener Zeiten hat zu einer solchen Überbewertung des Formalen geführt, daß verstandesmäßige oder gar moralische Über-

Die Schuh  
polier mit Kavalier



In solchen Holzgestellen wurden die bejammernswerten Opfer festgebunden, und in dieser Stellung mußten sie taglang ohne Speise und Trank und unter den immerwährenden Mißhandlungen und Prügeleien die gräßlichsten Qualen erdulden. Waren sie dann kaum mehr als lebendig anzusprechen, dann wurde ihnen durch das Mauerloch im Hintergrund der berüchtigte Nackenschuß versetzt. — Links: Zivilisten und Uniformierte, die bei den an den Ukrainer und Gegnern des Sowjetregimes verübten Greueltaten ihre Hand im Spiele hatten. Viehische Verbrenner, die mit einer sadistischen Freude ihre hilflosen Opfer gepeinigt haben.

## Folterknechte am WERK



Aufnahmen: H-PK-Hummel  
Mit welch bestialischer Gründlichkeit die sowjetischen Folterknechte ans Werk gingen, das zeigen weitere Folterwerkzeuge, die sich im Hof des Gefängnisses befanden. Zwischen zwei tischhohen Holzrahmen gefesselt, wurden ihre Opfer fast zu Tode geprügelt. Dann ließ man sie in dieser Stellung unbeachtet verbluten oder verhungern



Ein Blick durch eines der vielen Mauerlöcher, durch welche die zu Tode erschöpften Gefolterten erschossen wurden. Wie viele Hunderte mögen nach den grausamen Qualen dieses gefürchteten Endes zum Schluß doch als eine Erlösung begrüßt haben



**Bücher**  
Geschichte, Reisebeschreibungen, Wissenschaft, Kunst und gute Romane aus bestenswertem Material zu billigen Preisen. Lieferung aller Neuerscheinungen. Glänzende Gelegenheit für jeden Bücherefreund. Liste Sch. unverbindlich durch: Heinrich Vierbacher, Berlin W3, Bülowstraße 92

**Stottern**  
u. a. nerv. Hemmung, nur Angst, Ausk. frei. Hausdörfer, Breslau 16 M

# Warum gilt das »Bayer« Kreuz als Zeichen des Vertrauens?

Weil »Bayer«-Arzneimittel sich überall in der Welt millionenfach bewährt haben. Sie vereinigen in sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit jahrzehntelanger, praktischer Erfahrung.



Johann Emil Kronenberg, Cabiri-Fabrik, Solingen-Aufderhöhe



**Dujardin**  
ist der alte geblieben!

## Sorgen Sie selbst für Ihr Alter?

Wenn Sie einmal nicht mehr arbeiten können, werden Sie sich über jede Mark freuen, die Sie für Ihre alten Tage zurückgelegt haben. Denn Ersparnisse erleichtern Ihre Lebensführung, machen Sie unabhängig und halten Alterssorgen von Ihnen fern. — Beginnt jemand mit 30 Jahren jeden Monat 20 Mark für eine Lebensversicherung zurückzulegen (später noch weniger, weil er Versichertendividende bezieht), dann erhält er mit 65 Jahren nach Wunsch entweder jährlich eine Pension von mindestens 1063 Mark oder einmal ein Kapital von 10 000 Mark. Bis zuletzt haben Sie die Wahl zwischen lautender Rente und einmaliger Auszahlung Ihres versicherten Kapitals. Sie sind nicht von vornherein auf Renten festgelegt. Gleichzeitig ist Ihre Familie geschützt, denn sterben Sie, so wird das versicherte Kapital an Ihre Hinterbliebenen sofort voll ausgezahlt, auch im Kriegssterbetall — Die Gothaer besteht 114 Jahre. Sie beruht auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit — das ist ihre Stärke. Die Versicherten sind daher Mitglieder und alleinige Besitzer der Gothaer. Sie erhalten alle Überschüsse als Dividende.

Jetzt ausschneiden und einsenden, denn es könnte sonst zu spät werden! Diese Anfrage verpflichtet Sie zu nichts.

Senden Sie mit Ihrer Schrift „Gotha-Schutz“. Ich könnte monatlich RM ..... zurücklegen. Welche Summe kann ich damit versichern?

Herr ..... Frau ..... Frl. ..... Beruf: .....

Wohnort: ..... Straße: ..... Gau: ..... Kreis: ..... Nr. ....

Geburtsdatum: .....

Gau: ..... Kreis: ..... Nr. ....

Bitte als Drucksache an Gothaer Lebensversicherungsbank a. G., Gotha, senden (3 Pfg.)



BERLIN

# SCALA

W. Lüdersstr. 22-24 Tel. 25 92 56

Lothar Röhrig  
3 Bonos  
Ballett  
Dita Gérard  
USW.

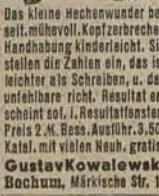
Beginn täglich 19.30 Uhr  
Mittw. Sbd. bis auch 16.00 Uhr

**Wintergarten**  
berlin, am Bahnhof Friedrichstraße  
23 ALBERTI-MÄDEL  
CARL WALTER POPP  
in einem Eliteprogramm  
Sbd., Sonnt., Mittw. u. Do. auch  
Nachm.-Vorstellung  
Anfang: Tageszeitungen beachten!



Best, Deutsche Polizei . . . RM. 5,  
d'Alguen, Die # RM. 0,80  
Gehl, Deutsche Geschichte in Stichworten . RM. 3,-  
Hirt, Erdkunde in Stichworten . RM. 4,50  
Zirpins, Strafrecht - leicht gemacht . RM. 3,-  
sind Bücher, ff-Führer-  
anwärter, Diese und alle  
andere Literatur liefern  
Buchhandlung  
Spiegel Verlag  
Paul Lippa  
Berlin-Friedenau  
Sentasti, 6 (S)

Rechnung mechanisch,  
Schnell u. fehlerfrei



Das kleine Hochwunder be-  
sitzt milde, vorsichtige, Kindesleicht. Sie  
stellen die Zahlen ein, das ist  
leichter als Schreiben, u. das  
unfehlbarer ist. Resultat er-  
scheint so, i. Resultatfenster.  
Preis 2 M. Bess. Ausführ. 5,50.  
Katol. mit vielen Neub. gratis!  
Gustav Kowalewski  
Bochum, Märkische Str. 11

Jeder bisherige Be-  
zieher d. prächtig  
Buches vom  
Wunschkonzert  
ist  
restlos begeistert!

175 S. Text, 50 S.  
Bilder, viele lust.  
Zeichn., 60 Künstler-  
Fotos, RM. 2,40  
u. 40 PI. Porto auf  
Postcheckkonto  
Hamburg 13396.  
Nachn. 35 PI. mehr.  
Bitte sofern bestellt!  
Buchvers.  
K. E. BÜLK,  
Hamburg 36/S,  
Poststraße 2

**DELPHI**  
Kamistr. 12 a, 8th Zoo Tel. 31 63 47  
Tägl. Nachmittags-Tee und abends  
Kapelle Elaward  
Eintritt frei

**CAFE WIEN**  
der  
Treffpunkt  
im Westen  
Mangone-Accaci  
Deutsch-Italienische Kapelle  
KURFÜRSTENDAMM 24  
STÜBER UND KRUGER

**Emil Fritz-Betriebe, Bremen**  
30 Jahre Weltf. 1908/1938

**Astoria**  
Europas  
führende  
Vergnügungs-  
stätte  
Abend- und Nacht-  
Varietéprogramm  
Weltattraktionen

**Atlantic-**  
Klein Kunsthalle  
tägl. nachm. 4 Uhr  
abends 8½ Uhr  
gr. Programm  
einer auserlesenen  
Künstlerschar

**Atlantic-**  
**Café**  
„Das“  
Konzert-Café  
„der“ Kapellen  
von Weltf.



**NSU**

Von Sieg zu Sieg  
im Frieden  
und im Krieg!

MOTORRADER MOTORFAHRRÄDER FAHRRÄDER  
NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM

Aus  
Frankfurt am Main  
der Stadt der  
Postkutsche.

Das Stammhaus der  
Firma anno 1798 in  
der Breitengasse zu  
Frankfurt am Main



nach der gleichnamigen  
Komödie von Karl Bunje

LUDWIG SCHMITZ / KARIN HARDT

HERMANN SPEELMANS

OLGA LIMBURG • RUDOLF PLATTE • ELSE v. MÖLLENDORF

FRIEDRICH ODEMAR • ARMIN MÜNCH • ROLF WEIL

SPIELELEITUNG: CARL BOESE

Drehbuch: Karl Bunje, Hermann Pfeiffer

Musik: Michael Jary

EIN TERRA - FILM

Herstellungsgruppe: Eduard Kubat

TAGLICH

300 530 800

TAUENTZIEN-PALAST

530 800 Sbd. u. Sto auch 300

ATRIUM KAISERALLEE

1200 230 815 800

UFA-THEATER

FRIEDRICHSTRASSE

